Biblioteka
U. M. K.
Toruń
223972

Ge
17

This book is very well.

Ge 17

~~20 I.~~

G. ~~III.~~ b 39

Realgymnasium Belgard
Schülerbücherei
Abt. U III u. IV Nr. G b 39

MXX

H. P.

215387
Ce livre est très bon

Heinrich von Plauen

der letzte Held von Marienburg

oder

Die Ritter vom schwarzen Kreuz.

Historische Erzählung aus der
Zeit des deutschen Ritterordens in Preußen.

Der Jugend erzählt
von

August Droese.

Mit 4 Buntdruckbildern.

Berlin N.O.
Druck und Verlag von A. Weichert
Neue Königstraße 9.

[18837
9

BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

223.972

II.

Kapitel 1.

Der Ritterschlag.

Es war ein wundervoller Herbstmorgen des Jahres 1400. Rein und klar erschien der feurige Sonnenball am östlichen Horizont und versprach einen köstlichen Tag. Die belebenden Strahlen aber riefen die Welt zu neuem Leben und neuer Thätigkeit.

Auch in dem herrlichen Schlosse der Marienburg, der Residenz der Hochmeister des deutschen Ritterordens, begann es sich zu regen. Dort sah man Troßknechte ein Pferd führen, andere holten Wasser aus dem großen Brunnen des Schloßhofes. Die Thore aber standen offen, denn das Land war im tiefsten Frieden, den der jetzige Hochmeister, Herr Konrad v. Jungingen, so sehr liebte, und bald war der Schloßhof eine belebte Straße der Bewohner der Stadt, die am nächsten von der Oberstadt zum „Vorschloß" führte.

Dort im Schloße aber, so groß und herrlich es prangte, so gebieterisch es in die Lande schaute und so fürstliche Prunksäle es hatte, wenn der Meister seine Hoheit als deutscher Reichsfürst zeigen wollte, dort waren auch viele einsame und außerordentlich einfache Zellen, ähnlich den Mönchszellen eines Klosters. Weiß getüncht enthielt solche Zelle nur ein Bettgestell mit einem Strohsack und einer groben wollenen Decke, einen

Tisch, einen Stuhl, ein Betpult und darüber an der Wand ein Bild der Mutter Maria mit dem Jesusknaben; es war ein verkleinertes Abbild der draußen auf der Ostfront in übernatürlicher Größe angebrachten Darstellung der hohen Schutzheiligen des Ordens. An der Wand waren Nägel, an denen Waffenstücke und Kleider hingen. In einer dieser Zellen sehen wir einen jungen Mann von etwa 27 Jahren sich hastig von seinem harten Lager erheben. Er war von Mittelfigur und wohl gebaut, kluge treue Augen schauten aus seinem ernsten Gesicht, welches ein brauner Vollbart zierte. Schnell fuhr er in die Kleider, trat an das mit kaltem Wasser gefüllte Waschbecken und badete den ganzen Oberkörper. Haare und Bart ordnete er vor einem kleinen Taschenspiegel aus Metall und fuhr dann in eine Jacke von halbfeinem Tuche. Dann aber schritt er schnell an das Gebetpult, senkte sich auf die Knie, schlug andächtig das Kreuz über Stirn und Brust, faltete die Hände und betete inbrünstig still. Das Gebet dauerte lange und wurde allmählich zu einem lauten Sprechen. „Ja, Du Hochgebenedeiete, heute soll ich zu Deinem Dienste geweihet werden; aber was ich in feierlicher Versammlung geloben werde, hier vor Gott und Dir allein, will ich es mir selbst geloben, daß ich nun allem Irdischen entsage, allem Hochmut, allem Besitz, aller Liebe. Nur Dein Dienst allein soll meine Richtschnur sein, nur des Ordens Bestes und des Vorgesetzten Wille die Triebfeder meiner Handlungen. Den Armen will ich helfen, die Bedürftigen trösten, die Kranken pflegen, die Pilger schützen, die Ungläubigen

bekämpfen. Gieb mir Deinen Segen, Du hochgebenedeiete Mutter aller Gnaden, daß ich immerdar mein Gelübde erfüllen möge. Amen."

Dann erhob er sich und in stillem Sinnen durchwanderte er das stille, kleine Gemach. Als aber die Uhr des Turmes mit laut hinschallenden Schlägen die achte Stunde verkündete, begann er sich weiter anzukleiden. Er legte eine blanke Rüstung aus Eisen an, eiserne Beinschienen, einen eisernen Harnisch und einen eisernen Helm mit vergoldetem Visir; an den Stiefeln glänzten goldene Sporen. Dann gürtete er sich ein langes Schwert um — alles ohne Diener; so stand er da in kräftiger Mannesfülle, Heinrich von Plauen, der nebst dreien andern Ordensnovizen heute den Ritterschlag empfangen und vom hohen Meister des Ordens in die Zahl der Ritterbrüder aufgenommen werden sollte.

Nun schritt er hinaus auf einen langen Gang, der ihn zu des Meisters Remter führte, jenem herrlichen Gemache der stattlichen Burg, dessen Gewölbe nur von einem Pfeiler aus rotem Granit getragen wurde. Hier fand er schon seine drei Genossen, geschmückt wie er selber. Bald trat dann auch der Ordensmarschalk ein, der Feldherr des Ordens, dann kam der Trappier, der Kleidermeister, dann der Ordenstreßler, welcher der Schatzmeister war, dann der Spittler, dem die Krankenpflege unterstellt war. Sie bildeten die höchsten Beamten oder Gebietiger des Ordens, und mit den Komthuren oder Befehlshabern der Ordensburgen, von denen der Befehlshaber der Marienburg den Titel Großkomthur hatte, den hohen Rat des Landesfürsten, des Hochmeisters.

Es hatten sich mehrere derselben zu der heutigen Feier eingefunden, und dann erschienen noch einige Gäste, einige Ritter des Landes und einige fremde Gäste aus Deutschland, unter denen der Söldnerhäuptling Methodius von Trautenau besonders hervorragte. Der Ordensmarschalk winkte, und der Zug setzte sich in Bewegung zur Ordenskirche. Still nahmen die Teilnehmer ihre Plätze ein, sinnend das Auge zum Hochaltare gerichtet oder auch wohl zu Boden gesenkt. Hier konnte man eine gewaltige Steinplatte bemerken; sie bedeckte die Gruft der Hochmeister und auf ihr stand geschrieben:

„Hie liegen die Meister begraben;
Der von Altenburg hat angehaben."

Nicht lange, so erschien der Hochmeister selbst. Eine lange, hagere Gestalt mit gutmütig blickenden, blauen Augen. Seine Rüstung war stark vergoldet und über derselben trug er, wie die andern Brüder alle, einen langen weißen Mantel mit schwarzem Kreuze auf der linken Brust. Ehrerbietig von der Versammlung durch Erheben von den Sitzen begrüßt, nahm er auf erhöhtem Stuhle Platz, und mächtige Orgelklänge durchbrausten den Raum. Nach beendigtem Gottesdienste, als der Priester den Segen gesprochen, setzte sich der Zug in Bewegung. Der Meister ging voran, ihm zur Linken der Ordensmarschalk, und so in Rangstufen weiter, bis zuletzt die vier Novizen kamen, welche von vier Ordensbrüdern geleitet wurden. Man zog in den größten Versammlungssaal des Haupthauses, der große Remter genannt. An der einen Wand war eine Erhöhung,

auf welche der Meister trat, die Novizen stellten sich vor ihm auf und im großen Halbkreise umher die Ritter.

Als die Aufstellung beendet war, begann der Meister.

„Teuer, meine lieben Freunde, ist jedem der Boden, der ihn erzeugte, das geliebte Vaterland. Teurer aber noch der Boden, der den trug, der uns erlöset hat; wo der Stifter unserer heiligen Religion gelebt, gelehrt, gekämpft, gestorben und im Grabe geruht. Dahin zog es vor Jahren viele geängsteten und geplagten Seelen; dort hoffte der leidende Trost, der reuige Sünder Vergebung und Gnade zu finden. Auf mühsamen Wegen wahlfahrteten sie zum heiligen Grabe. Als aber die ungläubigen Bekenner Muhameds jenes Land eroberten, in wahnsinnigem Eifer ihre Lehre zu verbreiten, da plünderten sie die frommen Pilger, töteten sie oder führten sie in die Sklaverei. Einige wenige aber, die zurückkehrten in ihr Heimatland, schilderten das Ungemach das sie ertragen hatten in so lebhaften Farben, daß alsbald viele Tausende aus unserem Abendlande hinzogen, um jene Räuber zu verjagen und das heilige Grab zu befreien, und jeder zeigte diese Absicht schon äußerlich dadurch an, daß er sich ein Kreuz auf die Schulter heftete. Was aber schmückt den Christen am höchsten? Zwei Tugenden sind es, die Frömmigkeit und die Tapferkeit. Der Frömmigkeit nun widmeten sich seit alter Zeit vornehmlich die Mönche, und die Tapferkeit, liebe Brüder, die Kunst, die Waffen zu führen, ausharren mit kühnem Mute in jeder Gefahr, das ist von je und je ein Vorzug des Ritterstandes

gewesen. So, meine lieben Freunde, waren auch Mönche und Ritter die hauptsächlichsten Träger jener Züge des Kreuzes. Ihr aber wißt auch, da ihr aus alten Geschlechtern entstammt, daß, wer den Rittern=namen würdig führen will, gar schwere Pflichten auf sich nimmt. Unsre Vorfahren thaten noch mehr. Sie vereinigten die Tugenden der Mönche mit denen des Ritters. Sie wollten nicht nur die Schwachen und Unterdrückten beschützen, den Schutzlosen beistehen, die Bösen vertreiben, sie wollten auch aller irdischen Freuden entsagen, ihren Genuß im Beten und Fasten finden und in der Tötung der fleischlichen Lüste.

So traten denn deutsche Ritter auf jenen Kreuz=zügen in Jerusalem zusammen und stifteten einen Bund und nannten sich:

„Brüder des deutschen Hauses unserer lieben Frauen zu Jerusalem," indem sie die hehre Jungfrau Maria zu ihrer Schutzheiligen erwählten. Unser erster Meister war Heinrich Walpot von Bassenheim. Weil wir aber den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze, das Bild der Unschuld und des christlichen, todesver=achtenden Kriegers wählten, nannte man uns auch Kreuzherren. Wer aber Mitglied werden wollte, schwur, die christlichen Pilger zu beschirmen, zu verpflegen und zu warten, vor allem aber stetig das scharfe Schwert zu führen gegen die Ungläubigen. Nun aber lag es in Gottes unerforschlichem Ratschlusse, daß er das heilige, gelobte Land den Türken und Heiden wieder in die Hände gab und daß der christliche Eifer erlahmte. Auch unsere Vorfahren mußten das heilige Land ver=

lassen, und der Orden fand in Venedig eine Zufluchtsstätte. Da rief uns göttlicher Ruf in dieses Land, wo die heidnischen Preußen hausten und toten Götzen Opfer brachten und die christlichen Nachbarn beunruhigten. Unser großer Meister Hermann von Salza, der Freund des Kaisers und des Papstes, unternahm es, die Fahne des Christentumes hierher zu tragen, und feierlich schenkten ihm die Herren der Christenheit das Land. Unter tapfern Landmeistern ist in 53 Jahren des Kampfes und Blutvergießens dieses Land erobert worden, so daß, nachdem Konrad von Thierberg dieses hohe Haus erbaut, Siegfried von Feuchtwangen als erster Fürst 1309 hier einziehen konnte. Und seine Nachfolger alle, bis auf uns, wir haben im Kampfe gegen heidnische und böse Nachbarn eifrig gestrebt, unser Land aufblühen zu machen und ihm die Segnungen auch des Friedens angedeihen zu lassen. Si vis pacem, para bellum. Wir rüsten den Krieg, weil wir den Frieden wollen, und wahrlich, unserm großen Vorfahren Winrich von Kniprode ist es gelungen, ein Land zu beherrschen, gefürchtet nach außen, gesegnet nach innen. Auch meiner Regierung Bestreben ist es und soll es sein, den Feinden nach außen, vornehmlich den Polen und Litthauern Respekt einzuflößen, und dem Bewohner Schutz angedeihen zu lassen, daß er in Frieden die Früchte seines Fleißes genießen und in Ruhe seinem Gotte dienen könne.

Meine lieben Freunde! Wollt ihr nun in diesen Bund als Brüder eintreten, so antwortet „Ja".

Vier kräftige „Ja" erschollen als Antwort.

So höret denn, daß der Orden euch nichts verspricht als Brot und Wasser und ein demütiges Kleid, daß er aber von euch fordern wird viel Beten und Wachen, viel Mühen und Beschwerden, ja Blut und Leben. Wollt ihr dennoch in unsern Bund treten, so antwortet „Ja".

Wiederum die laute, freudige Antwort.

So knieet denn nieder, erhebet eure Schwurfinger und schwöret zu Gott dem Allmächtigen:

„„Wir wollen fortan ohne Eigentum leben, alles gehöre dem Orden!

Wir wollen niemals heiraten, stets keusch und züchtig leben, unser ganzes Denken gehöre dem Orden!

Wir wollen unseren Vorgesetzten stets den allerstrengsten Gehorsam leisten, ohne zu fragen, warum; all unser Thun gehöre dem Orden. Das wollen wir thun, so wahr uns Gott helfe und die heilige Jungfrau.""

Nun kniete auch der Meister nieder, sprach noch ein langes Gebet, daß Gott diesen Schwur segnen möge, das Gelübde dieser neuen Diener zur Wahrheit werden lasse und den Orden in seinen heiligen Schutz nehmen. Dann erhob er sich, ging zu einem nebenstehenden Tisch, von dem er vier Rittermäntel nahm. Dann hing er jedem einen derselben um und sagte, indem er sein blitzendes Schwert zog, zuerst zu Plauen und dann zu jedem der andern trat, indem er ihm einen leichten Schlag mit dem Schwert gab:

„Besser Ritter als Knecht, im Namen unserer lieben Frauen!

Besser Ritter als Knecht, und thue deinem
Orden recht!
Vertrage diesen Schlag und fortan keinen!"

Dann gab er jedem den Bruderkuß und herbei drängten alle Brüder, die neuen Genossen mit kräftigem Handschlage zu begrüßen und in ihrer Gemeinschaft willkommen zu heißen.

Der Meister aber rief: Ihr seid heute alle zur Tafel geladen! Und jeder ging bis zur Stunde des Essens entweder in seine Zelle, oder er wandelte unter den Lauben der Stadt oder setzte sich mit einem Bruder zum Schachspiel, während auch manchen seine Pflicht in das Spital oder zur Aufsicht der Knechte rief.

Kapitel 2.

Der Ritt nach Nickelswalde.

Plauen war in sein Gemach gegangen. Die schwere Rüstung legte er ab und noch einmal ließ er die eben erlebte feierliche Handlung vor seinem geistigen Auge vorüberziehen; noch einmal gedachte er der teuern Heimat der lieben Eltern, die im Grabe ruheten, aller derer, die ihm nahe gestanden und die er geliebt. Fortan sollte ihm der Orden allein Heimat, Eltern und Freund sein; nur ihm wollte er fortan allein leben, das gelobte er sich noch einmal still und feierlich in seinem Innern. Darüber kam die Zeit des Mittag-

essens und nur den neuen Rittermantel über das schwarze Kleid gehangen, trat er in den Remter, der bei festlichen Gelegenheiten als Speisesaal benutzt wurde. Und heute war nicht die sonstige Einfachheit geboten, heute galt es zu zeigen, daß man an einer fürstlichen Tafel speiste. Goldene Schüsseln und silberne Teller zierten dieselbe, und große silberne Humpen bezeugten, daß man auch nach alter deutscher Sitte einen guten Trunk nicht verschmähte.

„Da droben auf jenem Berge, da stehet ein altes Haus,
Es schritten zu Nacht und am Mittag viel Rittergestalten heraus.
Die weilten in herrlichen Tagen hier fröhlich am gastlichen Herd.
Sie haben viel Schlachten geschlagen, sie haben viel Becher geleert."

Bald füllte sich der Saal. Am obern Ende der Tafel nahm der Meister seinen Platz, rechts und links neben ihm die fremden Gäste, dann die Ritterbrüder nach Rang und Würden. An dem Schenktische von Marmor standen der Bruder Koch und der Bruder Kellermeister und bald that man der Ordensküche alle Ehre an und fleißig kreiste der Humpen, gefüllt mit dem goldenen Safte der Trauben, der dann auch die Zungen löste und manches Stücklein von Krieg und Schlacht wurde zum besten gegeben. Auch von des Landes Kultur war die Rede, und der Meister lobte es als einen herrlichen Garten, der an köstlichem Getreide dem schönen Süden nicht nachstehe; ja, selbst die Rebe

gedeiht, wenn auch nur vereinzelt, fügte er hinzu, und als Herr Methodius von Trautenau ungläubig den Kopf dazu schüttelte, befahl er dem Kellermeister vom heimischen Weine zu bringen. Der alte Söldnerführer trank einen vollen Zug und rief überrascht aus: „Hoher Meister, das ist ein prächtiger Trunk, daß einem schier die Schnäuze darnach klebt!" Man lächelte über dieses eigentümliche Lob, aber der Meister erzählte von seinem Lande und dem Reichtum seiner Unterthanen soviel, daß ein Gast die Bitte an ihn richtete, er möchte es ihnen einmal genauer zeigen. Und der Meister, dem das Wohl seines Landes über kriegerischen Ruhm ging, so daß er um des lieben Friedens willen sogar Kränkungen seiner heidnischen Nachbarn duldete und nicht sofort mit dem Schwerte dreinschlug, was ihm bei seinen kriegslustigen Rittern den Spottnamen „Frau Aebtissin" eingetragen hatte, erklärte, daß er gern bereit sei, ihnen sein Land zu zeigen, und lud die ganze Tafelrunde zum nächsten Tage in aller Frühe zu einem Spazierritte ein, und wollte er ihnen dabei auch seinen „reichsten Bauer" zeigen. Mit Jubel wurde die Einladung angenommen und dann die Tafel aufgehoben.

Am andern Morgen war der ganze Schloßhof voll mutiger, prächtig gezäumter Rosse, die der Reiter harrten. Bald erschienen dieselben, und der Meister setzte sich an die Spitze des stattlichen Zuges, der seine Richtung über die Brücke der Nogat nahm. Als man an das linke Ufer gelangte, bemerkte man einen künstlichen Wall längst des Ufers. Diesen Damm, erklärte der Meister, hat unser Vorfahr der Herr Landmeister

Meinhardt von Querfurt in den Jahren 1288—1294 längs den niedrigen Ufern der Weichsel schütten lassen, und so ohne Blutvergießen eine herrliche Provinz erobert, denn neunundzwanzig Quadratmeilen Sumpf wurden dadurch zu einem Boden umgeschaffen, der hundertfältige Frucht bringt und meine Werderaner zu reichen Leuten macht, die mir wohl manches Mal etwas zu übermütig werden wollen. Wenn im Frühling die Wasser aus Polen kommen, müssen wir aber auch sehr wachsam sein, damit sie nicht die Dämme zerreißen und sich in diese fruchtbaren Thäler ergießen. Dann aber wogen auch im Sommer die Getreidefelder wie sie Eure Magdeburger Börde, Herr Ritter von Plauen, nicht schöner aufweisen kann. Und Plauen sah, daß die Stoppeln der abgemähten Halme fast fingerdick waren.

„Dort jenes Dorf ist Lichtenau, wo der stattliche Turm vom Reichtum der Bauern Zeugnis giebt, denn sie lieben die Pracht, und eine reiche Kirche, die sie auch mehr aus Eitelkeit als aus Frömmigkeit so schön gebaut haben. Nun kommen wir zur Burg Neuteich; der Türmer stößt schon ins Horn, er hat uns erkannt, und dort kommt uns auch schon der Komthur Herr Hans von Wulfen entgegen. Gott zum Gruß, Herr Komthur; alles wohlauf bei Euch? Ich bitte, begleitet uns heute, den lieben Gästen und unsern neuen Brüdern unser fruchtbares Werder zu zeigen. Ich will uns heute zu meinem Heinrich Nickel führen. Der Komthur schloß sich also der Gesellschaft an. Im scharfen Trabe ging es weiter bis nach Schönbaum, wo man die Weichsel durchritt, denn jetzt im Herbst war deren Wasser so

wenig, daß man sie ungehindert zu Pferde passieren konnte. Jetzt sind wir in der Danziger Nehrung, ein ebenso fruchtbar Land. Nach einer Stunde etwa kam man in die Nähe eines Dorfes. Vor demselben sah man einen stattlichen Bauer das weiße Säelaken um die Schultern seinen Acker mit Weizenkörnern bestreuen, daß sie für's nächste Jahr Frucht bringen sollten. Der Hochmeister ritt an ihn heran und begrüßte ihn freundlich, fragte nach Frau und Kindern, nach Gesinde und Viehstand und sagte endlich, nun denke ich, lässest Du Deinen Knecht weiter säen und gehst mit uns, denn wir sind gar hungrig, und ich lade mich und diese ehrenwerte Gesellschaft zu einem Frühstück bei Dir ein."

„Ihr seid willkommen, gnädigster Herr," sagte der Bauer, „was das Haus vermag, soll Euch gern gegeben werden." So kamen sie bald in das Dorf; auf einer Tafel am Eingange derselben stand geschrieben: Freiköllmisches Dorf Nicklaswalde. Der Hochmeister erklärte nun auf die Frage eines Ritters, daß er das Dorf nach seinem reichsten Bauer, eben diesem ihrem jetzigen Wirte und seinem guten Freunde Nickel Nicklaswalde genannt habe; und freiköllmisch, fügte er hinzu, das bedeutet, frei von gewissen Abgaben und Lasten, die das erste Gesetzbuch Preußens, die vom Landmeister Hermann Balk gegebene „Ku mer Handfeste", den Bewohnern des platten Landes auferlegte.

Auf dem Hofe des Bauern wurden nun die Pferde von Knechten in die Ställe geführt und, da sie vom scharfen Ritt naß geworden waren, trocken gerieben und dann mit schönem duftigen Heu gefüttert. Die Gäste

aber zerstreuten sich, besahen die vollen Scheuern, den Viehstand, und den großen Garten am Hause, in welchem die schönsten Pflaumen zum Genusse einluden.

Nicht lange, da rief man zur Tafel. Ein langer Tisch stand da, bedeckt mit schneeweißem Linnen, und darauf frisches Schwarzbrot, goldgelbe Butter, saftiger Schinken und große Brote Käse, dabei mehrere Kannen braunen Bieres. Stühle freilich fehlten. Statt derselben sah man zwölf Fässer gestellt, über welche als Sitze glatt gehobelte Bretter gebreitet und mit Decken belegt waren. Der frische Morgen und der scharfe Ritt hatte tüchtig Appetit gemacht und mit heiterer Stimmung nahmen die Gäste Platz. Alles mundete vorzüglich und Herr Methodius von Trautenau meinte, so habe es ihm selten geschmeckt, und der Nickel möge ein ganz wohlhabender Mann sein, aber von dem soviel gerühmten Reichtum sehe er jedoch wenig genug. Der Meister aber lächelte fein und sagte: Doch Herr Ritter, ich behaupte, so schlecht Euch die Stühle drücken, daß Ihr und alle diese Herren noch nie in ihrem Leben auf so reichem Sitz gesessen. Bitte, meine Herren, erhebet Euch, hebet die Bretter ab und sehet, worauf Ihr gesessen! Man that es und siehe da, elf dieser Fässer waren voll von blanken Goldstücken und das zwölfte halb voll. Es war des Staunens kein Ende, aber der Hochmeister sagte, „Ihr, Herr Ordenstreßler, wollet aus unserm Schatze dem braven Nickel das zwölfte Fäßlein füllen, damit ich in Wahrheit sagen kann, ich habe in meinen Ordenslanden einen Bauer, der zwölf Tonnen Goldes besitzt."

Als die Sonne zu Rüste ging, kam die fröhliche Kavalkade im gastlichen Hochmeisterschlosse zu Marienburg wieder an.

Kapitel 3.

Das Gildebier der Lichtenauer.

Die Tage des Herbstes wurden rauher, der kalte Wind führte Regenschauer über die Stoppeln. Wer es nur irgend konnte, hatte sich ein wärmendes Feuer im Kamin oder im Ofen angezündet. Aber in einem ärmlichen Kämmerchen eines alten baufälligen Hauses des Dorfes Lichtenau war es noch ganz dunkel; in einer Ecke stand eine alte wurmstichige Bettlade, in welcher eine ältliche Frau im Stroh kauerte und wimmerte. Neben ihr auf der Bettkante saß ein etwa zwölfjähriger Knabe. „Komm näher, Alf," sagte die Kranke, „daß ich Dich ganz fest in meine Arme nehmen kann, denn ich werde bald sterben und Dich hilflos unter diesen bösen Menschen allein zurücklassen müssen. O, wie wird es Dir ergehen!"

„Mutter," sagte der Knabe, „erzähle mir doch, wie ist es Dir ergangen? Was hat man Dir wieder gethan?"

Das Weib zog ihr Kind näher an sich und sagte: „Höre zu und vernimm meine Geschichte, daß Du mich einst, wenn Du ein Mann geworden bist, rächen wirst.

„Meine Eltern stammten von den Bewohnern dieses Landes ab, die von den Männern mit den weißen

BIBLIOTEKA TORUŃSKA UNIWERSYTECKA

Mänteln faßt alle vertilgt wurden, wenn sie nicht ihren heiligen Glauben abschwuren und in ihre steinerne Tempel gingen. Viele wichen der rauhen Gewalt und ließen sich taufen und schlugen äußerlich das Kreuz, aber im Herzen bewahrten sie den alten Glauben an unsre großen Götter Perkunos, Pikollos und Potrimpos, die nicht in steinernen Tempeln wohnten, sondern im heiligen Haine zu Romowe, im Tempel, den Allvater selbst gebaut. Noch immer gab es einen Griwe, den Oberpriester, der mit den Waidelotten, den andern Priestern, bei nächtlicher Weile den Göttern Opfer brachten. Sie beteten zum Perkunos, dem Erhalter der Welt, der den Donner in seiner mächtigen Hand trägt, daß er diese Weißmäntel zerschlagen möge! Sie opferten dem alten Totengott Pikollos manches Schaf, und wenn sie einen Christen in ihre Gewalt bekamen, auch diesen, und flehten, er möchte sie alle in sein Totenreich holen. Und den lockigen Jüngling Potrimpos, der die Ernten macht und die Früchte reift, den riefen sie an, die Felder der Christen nicht mehr zu segnen, sondern Mäuse und Ungeziefer zu schicken, daß ihre Felder kahl würden. Aber die hohen Götter zürnten und hörten uns nicht.

„Auch mich haben die Eltern noch die alten Götter kennen gelehrt; aber ich war jung und hatte ein thörichtes eitles Herz, das war in Liebe einem Christen, einem schmucken Reitersmann, zugethan und ich ward sein Weib und wir waren glücklich, namentlich als Du uns geschenkt wurdest. Da mußte Dein Vater mit in den Krieg, und er wurde im Kampfe mit den Polen erschlagen. Der böse Pikollos nahm ihn mir, weil ich einen Christen

geheiratet hatte. O, ich habe viel geweint, und versuchte die Götter zu versöhnen. Früh und spät habe ich bei den Bauern gearbeitet, um uns zu ernähren, aber das half wenig. Der reiche Thomas nahm uns unsere Hütte und sie brachten uns hier in das Armenhaus. Da schlug Perkunos meine Augen mit Krankheit und sie nannten mich eine alte preußische Hexe. Und wenn ich zu den Bauern ging, ein Stücklein Brot zu heischen, so hetzten sie die Hunde auf mich und sagten, ich sollte nicht kommen, ihr Vieh behexen. Und heute hetzte der Thomas wieder seinen großen Hund, der warf mich nieder, biß mich in das Bein und in den Hals. Ach großer Pikollos, hole mich bald, und erlöse mich von meinen Schmerzen!"

„Ach, Mutter," sagte der Knabe, „es wird wieder besser werden. Bete doch auch einmal wieder zum Christengott, vielleicht erhört er Dich. wenn die alten Götter nicht mehr helfen."

„Nein, nein," wehrte die Kranke ab. „Wenn der Christengott gut wäre, wie könnten seine Anhänger so lieblos sein, und wie wäre es möglich, daß sie einander soviel Leid thäten, und selbst ihre eignen Priester verspotteten!

„Höre mein Sohn, was ich mit eigenen Augen geschaut habe. Es war im vorigen Herbst. Die Ernte war reichlich gewesen und die Bauern übermütiger denn je. Sie gehen ja wohl täglich in die Herberge zum blauen Engel, aber wenn sie die Ernte gut in die Scheuern gebracht haben, dann halten sie fröhlichen Erntеschmaus und trinken viel Gildebier; je toller sie

trinken, je ausgelassener werden sie, und wehe dem Fremden, den sie dann in ihre Hände bekommen. Der Abend brach an und noch immer kreiste der Becher mit dem schäumenden Biere, als ein Mönch des Weges daher kam und im blauen Engel Nachtherberge begehrte. Einige Frauen, die auch dastanden, kannten die Tracht und sagten, er sei aus dem Kloster Oliva bei Danzig. Das war etwas für die übermütige Laune der Bauern. Sie neckten und hänselten den armen Mönch auf alle Art, daß er mir ordentlich leid that. Dieser verhielt sich ziemlich still und suchte Gelegenheit, den Händen der trunkenen Bauern zu entschlüpfen. Das merkten aber die Bauern und stellten den langen Michel als Posten an die Thür, daß er den Mönch nicht hinauslasse. Der versuchte es nun mit der Predigt und schalt sie wegen ihrer Völlerei und malte ihnen Fegefeuer und Hölle. Das aber belustigte die Bauern noch mehr und ging ihnen nicht zu Herzen. Und als das Männlein immer ärger schalt, winkte der reiche Thomas einem Jungen und befahl ihm, einen großen Getreidesack zu holen. Als der ihn anbrachte, packten zwei Bauern den armen Pater und steckten ihn in den Sack. Der Wirt mußte einen starken Strick und eine Leiter herbeiholen. Sie banden den Sack zu, stellten die Leiter in die Küche und hoben den Mönch hoch in den Schornstein, wo sie ihn anbanden und ihm zuriefen, er solle da Eier legen. Sie ließen ihn da auch die Nacht über hängen, und erst als der letzte Bauer berauscht heim gegangen war, wagte es der Wirt, den halb ohn-

mächtigen Pater loszumachen, welcher nun eilig entfloh, froh mit dem Leben davongekommen zu sein.

Mein Sohn, ist die Lehre gut, wenn ihre Anhänger so mit ihren ehrwürdigen Priestern umgehen?"

„Ach, Mutter, nur die Bauern sind so schlecht, und der Thomas ist der schlechteste."

„Nein, mein Sohn, gelobe mir, daß Du die alten Götter nicht vergessen willst! Dann kann ich ruhig sterben."

„Mutter, ich verspreche es Dir"

„Perkunos segne Dich, mein Sohn.

„Nun geh, und sieh zu, ob Du nicht etwas zum Abendbrot erbetteln kannst, ich will versuchen, ob mich meine Schmerzen schlafen lassen."

Alf, eine Abkürzung des Namens Adolf, ging und lenkte seine Schritte zum blauen Engel, von wo fröhliches Jauchzen in die Abenddämmerung hinausschallte.

Wieder waren die Bauern in der Schenke und hatten ihr Gildebier und feierten ihr Erntefest, und einer von ihnen erinnerte eben an den herrlichen Spaß, den sie im vorigen Jahre mit dem Mönch gehabt hatten, als der Wirt eintrat und erzählte, es sei ihm ein Schwein über eine Kufe mit Bier geraten und habe dasselbe ausgesoffen. Nun läge es betrunken da, und rühre kein Glied.

Da neigte sich der übermütige Thomas seinem Nachbar zu und flüsterte, das kann einen lustigen Spaß geben. Knechte werden gerufen, die müssen das Schwein waschen, ihm den Kopf scheeren, und es dann in eine neben der Schenkstube befindliche Kammer des Wirtes

auf ein Bett legen, eine Nachtmütze aufsetzen und mit einer Decke bedecken.

Der reiche Thomas trat vor die Thür, und als er Alf erblickte rief er: „Heda, Alf, komm mal her; laufe zum Herrn Pfarrer und sage ihm, er möge schnell herkommen, hier ist ein schwer erkrankter Mann, der seines Trostes bedarf. Hier ist ein Zweigroschenstück für den Gang; nun, marsch, aber daß Du Dich nicht unterstehst ein Wort mehr zu sagen, sonst — —" er erhob drohend den Stock.

Alf verstand, daß man wieder einen Spaß ausüben wolle. Noch unter dem Eindrucke der Worte seiner Mutter stehend, galt es ihm wenig, den ehrwürdigen Pfarrer zu diesem Bubenstück zu rufen. Wie ein Pfeil schoß er dahin, und in wenigen Minuten brachte er den Bescheid, der Pfarrer werde alsbald erscheinen.

Und richtig, nach kurzer Weile:

„Hört man ein Glöcklein erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam ein Meßner geschritten."

„Wo ist der Kranke?" fragte der würdige Priester. Man führte ihn in die nur spärlich erhellte Kammer, wo er in dem Glauben, einen kranken Mann vor sich zu haben, seine Gebete beginnt. Aber die ausnehmende Munterkeit und das nur mühsam unterdrückte Gelächter der Bauern verrät ihm bald den Streich. Aber will er sich selbst nicht in Gefahr bringen und die Schuldigen, die Frevler am Heiligsten zur gerechten Strafe ziehen, so muß er vorsichtig sein. Er giebt also vor, es scheine

ihm, als ob der Kranke sterben wolle. Da müsse er erst noch das heilige Salböl holen. Die Bauern, sich noch größeren Spaß versprechend, machen ihm Platz. Aber kaum zu Hause angekommen, wirft sich der in Ehre und Amt so tief beleidigte Priester aufs Pferd und reitet nach dem nahen Neuteich, dem Komthur, Herrn Hans von Wulfen, zu benachrichtigen. Voll Entrüstung befiehlt dieser, daß ihm sein Pferd gesattelt werde, und eilt, nur von einem Reitersknechte begleitet, nach Lichtenau. Er findet noch die Bauern lustig zusammen und schlägt zornig auf die Trunkenbolde los. Doch diese sind dem gestrengen Ordensherrn überhaupt nicht hold; hier sind sie in der Übermacht, sie packen den Komthur mit kräftigen Fäusten, entwaffnen ihn, und hängen ihn nach kurzer Beratung an seinem langen Barte an der Thüre des Gastzimmers auf, wo er kläglich seinen Geist aufgeben muß.

Auch den Knecht wollten sie festnehmen; der kann sich aber noch schnell aufs Roß schwingen und eilig davonsprengen. Nach der Marienburg nahm er seinen Weg und ward vor den Meister geführt. Dem erstattete er treulich Bericht. In des edlen Meisters Gesicht aber zeigte sich Zorn und Traurigkeit, denn hier galt es, strenges Gericht über die Missethäter zu halten. Er entließ den Reitersmann und ging in seinem stillen Gemach nachdenklich auf und ab. Dann hatte er einen Entschluß gefaßt. Er klingelte und befahl dem eintretenden Diener, den Ritter Herrn Heinrich von Plauen zu rufen.

„Lieber Bruder," begann der Meister, „Euer erstes

Geschäft im Dienste unseres Ordens ist kein angenehmes. Die übermütigen Bauern in Lichtenau haben sich erkühnt mit dem Heiligen Spott zu treiben und wahrscheinlich den Bruder Komthur von Neuteich dabei getötet. So nehmt denn ein Fähnlein Knechte und holet die Übelthäter gefesselt herbei, damit sie ihren Lohn empfangen. Ich versehe mich zu Eurer Umsicht, daß Ihr das Werk wohl ausführen werdet und Euch keiner entschlüpft. Geht mit Gott."

Bald donnerte die Zugbrücke des Schlosses von den Hufen der Rosse, welche die Reiterschaar Plauens nach Lichtenau führte.

Kapitel 4.

Das Gericht.

Als die trunkenen Bauern sahen, daß der edle Komthur unter ihren rohen Händen sein Leben ausgehaucht hatte, wurden sie plötzlich nüchtern, es wurde still in der eben so lauten Gaststube, denn die ehrwürdige Majestät des Todes übte ihren Einfluß. Still verschwand einer nach dem andern und schlich nach Hause, denn es mochte wohl eine leise Ahnung in ihnen aufdämmern, daß der lose Streich gar schlimme Folgen haben dürfte. Auch Alf ging nach Hause. „Mutter, ich bringe zwei Groschen," sagte er.

Keine Antwort.

Er trat an das Bett und fühlte in der Dunkelheit mit den Händen nach der Hand der Mutter; sie war kalt.

„Mutter, Mutter!“ rief der Junge. Aber sie hörte nicht mehr. Sie hatte ausgelitten und war der rohen Behandlung der unbarmherzigen Menschen auf immer entrückt. Stumm saß der Knabe an diesem Sterbelager. Das Einzige, was er auf Erden besaß, war ihm genommen. Waren nicht wieder die bösen Christen Schuld daran gewesen? Sein Geist versenkte sich immer mehr in die letzten Worte der geliebten Mutter, und er gelobte sich still, dem alten Perkunos, dem Gotte seiner Mutter zu folgen und Rache an den Christen zu nehmen. So fand ihn der dämmernde Morgen, als heftig an die Thür gepocht wurde. Sie war nicht verschlossen, denn hier hatte noch nie einem Diebe gelüstet, Schätze zu suchen. Zwei Knechte mit Schwertern bewaffnet traten ein, und der eine fragte: „Bist Du der Bube, der den Priester gerufen hat?“

„Ja, der bin ich,“ sagte Alf, „aber der reiche Thomas hat mich geschickt.“

„Nützt nichts,“ sagte der Kriegsknecht, band ihm die Hände zusammen, und so gefesselt führten sie ihn vor die Herberge zum blauen Engel.

Welchen Anblick hatte Alf hier. Paarweise gefesselt standen die Bauern, denen er zugesellt wurde. Knechte mit gezückten Schwertern standen als Wache dabei, und heulende Weiber und Kinder umstanden die Menge der Gefesselten. Die Leiche des Komthurs hatte man auf einen Wagen gelegt. Der fuhr vorauf und

hinterdrein ging der Zug der gefesselten Bauern der Marienburg zu, wo er gegen Mittag anlangte.

Die Nachricht von dem Geschehenen hatte sich schnell verbreitet und die Menge stand neugierig und begaffte den Zug. Ein alter Bürger aber sagte: „So wird Euch denn endlich Euer Lohn werden. Gut macht Mut; Mut macht Übermut, und Übermut thut selten gut. Gebe Gott, daß es Euch nicht an den Hals geht."

Die Gefangenen wurden in den Schloßhof geführt, und nachdem Plauen dem Hochmeister Bericht erstattet hatte, in die Gefängnisse geführt, wo ihnen in der Einsamkeit Zeit gelassen wurde, über ihre Thaten nachzudenken.

Nach acht Tagen war Gerichtstag.

Auf dem geräumigen Schloßhofe war ein erhöhter Sitz für den Hochmeister und seine Gebietiger aufgeschlagen. Als diese ihren Platz eingenommen hatten, befahl der Meister:

„Man führe die Gefangenen vor."

Bleich und zitternd erschienen dieselben, von bewaffneten Knechten geleitet.

In großem Kreise ringsum stand das Volk, dem seltenen Schauspiele zuzuschauen. Und auch mancher Angehörige aus Lichtenau mochte dort sein, denn man hörte hier und dort halblautes Schluchzen.

Der Meister erhob sich.

„Im Namen Gottes und der gebenedeieten Jungfrau!

„Es ist ein großer Frevel unter uns geschehen. Die hier unseres Gerichts gewärtig als arme Sünder da-

stehen, haben Spott mit dem Heiligsten getrieben und einem Priester mit dem Sakrament zu einem unvernünftigen, noch dazu trunkenem Tier gerufen. Sie haben Gott gelästert. Dann haben sie unsern lieben Bruder, den Komthur von Neuteich, der ihr gotteslästerliches Beginnen nach seiner Pflicht hindern wollte, getötet. Sie sind zu Mördern geworden.

„Da uns nun von Gott in diesem Lande das höchste Richteramt übertragen ist, so bestimmen wir hierdurch in seinem Namen und im Namen der gebenedeieten Jungfrau, daß die Rädelsführer, der Schulze Thomas und die beiden Schöffen des Dorfes, als welche zu Recht und Ordnung hätten sehen und dem Unfug steuern, auch sonst mit gutem Beispiel der Gemeinde vorangehen sollen, dieweil sie so gröblich ihre Pflicht verletzt haben, und den Anstoß zu all dem Bösen gegeben, von dem Meister Scharfrichter durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden sollen. Die übrigen aber sollen noch zwei Monate im Verließe unseres Schlosses in strengem Gewahrsam bei Wasser und Brot gehalten werden. Alsdann aber sollen sie an das Ufer der Nogat geführt werden und mit ihren eigenen Händen einen Turm erbauen, dessen Kalk sie mit Buttermilch aus ihren eigenen Wirtschaften in Lichtenau statt mit Wasser vermengen sollen. Dieser Turm soll als ein ewiges Andenken an ihre Schmach dastehen. Und sofern er vollendet ist sollen sie heimziehen und sich bekehren und fleißig beten, daß Gott ihnen ihre Sünde vergeben möge. Der Knabe Alf aber soll dreißig Rutenhiebe erhalten. Im Namen Gottes."

Das Urteil war streng aber gerecht. Die Ausführung folgte schon am nächsten Tage. Auf dem Schloßhofe wurde ein Gerüst gebaut mit schwarzem Tuche behangen. Ein Block stand darauf und daneben der Meister Scharfrichter in blutrotem Gewande. Die armen Sünder, begleitet von zwei Priestern, die mit ihnen beteten, betraten bleich das Blutgerüst, legten einer nach dem andern den Kopf auf den Block und der Meister Scharfrichter vollführte sein blutiges Amt; die andern aber mußten dem schrecklichen Schauspiel beiwohnen. Dann wurde Alf vorgeführt und erhielt seine dreißig Rutenhiebe. Wohl spritzte das Blut, wohl war der Schmerz entsetzlich, aber er biß die Zähne aufeinander und kein Laut der Klage entquoll seinen Lippen.

Nach zwei Monaten aber sah man nicht gar weit vom Schlosse einen Turm sich erheben, kreisrund gefügt von Mauersteinen. Die Maurer waren die Lichtenauer Bauern und der Kalk war genetzt mit der Buttermilch ihrer Wirtschaften. So steht er da, ein Denkmal jener That und heißt der Buttermilchturm bis auf den heutigen Tag.

Alf aber war in das Spital aufgenommen worden, wo seine Wunden heilen sollten.

Eines Tages durchwanderte auch der Ritter, Herr Heinrich von Plauen, die Krankensäle. Als er an Alfs Lager kam, fragte er den Knaben, was er nun beginnen werde, wenn er gesund sei, da doch seine Mutter tot sei.

„Ich weiß nicht, Herr. Ich habe keinen Menschen auf dieser ganzen Welt, der sich meiner annehmen könnte."

„Willst Du wohl zu mir kommen," sagte der gutherzige Ritter, dem es um das Kind leid war.

„Ja, Herr, wenn Ihr mich annehmen wollt, so möchte ich Euch noch am ehesten dienen."

„Nun wohl," sagte der Ritter, „Du sollst mein Diener werden. Und wenn Du treu und folgsam bist, will ich Dir ein gelinder, guter Herr sein. Gieb mir Deine Hand."

So hatte der Herr, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, dem verwaisten Knaben eine Heimatstätte bescheert.

Kapitel 5.

Die Versuchung.

Für Alf begann nun ein neues Leben. Sorge um das tägliche Brot gab es nicht mehr, und der Dienste, die der einfache Ritter von ihm begehrte, waren auch nicht viele. Aber er lernte viel, wenn auch nicht lesen und schreiben, denn das waren Künste, die man in jenen Tagen gern den Mönchen überließ; aber in den körperlichen Künsten, als reiten, schwimmen und fechten, erwarb er sich bald große Fertigkeiten und damit des Ritters Wohlgefallen. Aber die rechte herzliche Dankbarkeit, die er seinem Wohlthäter schuldete, wollte in seinem Innern nicht Wurzel fassen, weil ihm die rechte Frömmigkeit, der Glaube an Gott, dem allmächtigen Vater, Jesu Christi fehlte. Die letzten Worte

seiner Mutter wollten ihm durchaus nicht aus dem Sinn kommen. Dazu sah er bei den Knechten viel gottloses Wesen, wenn es auch nur heimlich getrieben wurde. Und bei den Rittern war die vom Orden geforderte Demut und gottergebene Frömmigkeit auch schon seltener geworden. Zwar hielten sie die äußern Zeremonien des Gottesdienstes, aber sonst war viel Geneigtheit zu irdischem Wohlleben und Genuß zu sehen. Und Alf hatte offene Augen. Nicht jeder Ritter stand, wie sein Herr, des Nachts auf, und ging zu den vorgeschriebenen Gebeten zur Schloßkirche. Nicht alle schliefen mehr auf dem harten Strohsack, sondern hatten recht weiche, behagliche Decken. Und fast alle hatten Wohlgefallen an Schmuck und Tand und versorgten sich aus der deutschen Heimat mit blanken Münzen, obgleich sie kein Eigentum besitzen sollten. Die jüngern Ritter wandelten auch gern in der Stadt und trieben allerlei Kurzweil mit den hübschen Töchtern der Bürger. Ehrwürdig dagegen erscheint uns das Entfernte, von dem wir nur hören; noch ehrwürdiger, wenn dasselbe unglücklich zu sein scheint. Wie dachte er sich die alten Götter Perkunos und Pikollos traurig, daß die Weißmäntel sie um ihre Herrschaft gebracht; und daß es Potrimpos sei, der da zürne, glaubte er gewiß, als in einem Jahre Mißwachs eintrat, und viele Früchte des Feldes noch durch Hagelschlag vernichtet wurden.

So waren mehrere Jahre vergangen, als Alf einst von einem Ritte, den er im Auftrage seines Herrn nach Elbing gemacht hatte, zurückkehrte. Es war spät geworden und der Mond warf sein falbes Licht auf den

Weg. Das war so der geeignete Zeitpunkt, der Phantasie freie Zügel zu lassen, und auch Alf sah überall Gespenster und Geister, die Boten der Götter seiner Mutter. Als er noch etwa eine halbe Meile von der Marienburg entfernt war, kam er an den Galgenberg, der den Namen davon hatte, daß früher die Verbrecher hier an den Galgen gehangen wurden. Da erblickte er, abseits vom Wege, in dem Berge ein Licht, auch glaubte er Gestalten von Männern zu erkennen. Furchtsam war er von Natur nicht, aber jetzt neugierig geworden. So wollte er denn untersuchen, was da wäre. Vor Entdeckung, meinte er bei sich selbst, würde ihn seine Schlauheit und Gewandheit schon bewahren.

Er ritt also etwas vom Wege ab und band sein Pferd an einen Baum, so daß es im Schatten stand. Nun schlich er vorsichtig, jedes Geräusch sorgfältig vermeidend, dem Scheine näher. Hinter jedem Strauch suchte er Deckung, bis er soweit gekommen war, alles genau zu erkennen.

In einer Art Höhle des Galgenberges brannte ein Feuer von Reisig genährt, und um dasselbe bewegten sich etwa zwanzig Männer. Soviel Alf erkennen konnte, waren diese Männer sehr verschiedenen Alters und wohl auch verschiedenen Ranges. Drei derselben fielen ihm besonders auf. Der eine trug ein langes, wallendes Gewand und auf dem Kopfe eine turbanähnliche Binde; dieser schien am Feuer allerlei Handlungen zu verrichten, wobei die andern aufmerksam zuschauten. Der zweite, der ihm auffiel, war ein Jüngling noch, doch älter als Alf, dem Mannesalter nahe, in prächtiger Kleidung,

die ihm etwas fremdartig vorkam. Der dritte aber, ja, wo hatte er den denn gesehen? War das nicht der mürrische Alte, der Pferdefutterer aus dem Schlosse, den sie nur alle scherzweise „den Pruß" nannten, weil er ein echter Nachkomme der alten Preußen sein sollte. Wie kam der hierher und was hatte der hier zu suchen?

In dem Bestreben, alles genau zu sehen, vergaß Alf der nötigen Vorsicht. Er trat auf einen trockenen Zweig, der laut knackend unter seinen Füßen zerbrach. Er sah, wie die ganze Gesellschaft in der Höhle aufhorchte. Statt nun ruhig still zu stehen, begann er in der Richtung nach seinem Pferde fortzulaufen. Da stürzten vier bis sechs Männer heraus und nicht lange, so hatte man ihn ergriffen und in die Höhle geschleppt,

„Wer bist Du? Was willst Du hier? Woher kommst Du?" Mit solchen Fragen bestürmte man ihn. Er aber fand seinen altpreußischen Trotz in seinem Herzen erwachen, und schwieg zu allen Fragen beharrlich still.

„Das ist ja des Ritters von Plauen Diener," sagte der alte Pferdeknecht. „Er will spionieren."

Die Mienen der Männer wurden ernst und Alf war um sein Leben bange.

Der Alte aber im langen Talar und der Jüngling in den feinen Kleidern schienen die vornehmsten Glieder der Gesellschaft zu sein. Sie winkten dem alten Murrkopf und gingen mit ihm zur Seite und waren in eifriger Beratung. Der alte „Pruß" kannte Alfs Herkunft ganz genau, und als er den beiden diese mitgeteilt, meinte der Jüngere: „Es lohnt sich wohl, den

Versuch zu wagen, ihn zu uns herüberzuziehen und für unsere Pläne zu gewinnen. Das aber müßt Ihr thun, alter Griwe. Es ist besser, wir gewinnen ihn für uns, als wir müssen ihn töten."

Der Alte nickte zustimmend und nun traten sie wieder zu den übrigen, in deren Mitte Alf still dastand und der Dinge wartete, die da kommen sollten. Dabei ließ er seine Augen in der Höhle Musterung halten, wobei ihm drei ziemlich rohe Holzgestalten auffielen, die in der Nähe des Feuers aufgestellt waren.

Als der Alte näher trat, beugte er sich erst jedesmal vor einem der Bilder; dann wandte er sich an Alf.

„Mein Sohn, Du siehst hier in uns Nachkommen der alten Bewohner dieses Landes, die wir die eigentlichen Besitzer sind. Aber die Weißmäntel haben es uns geraubt. Wir sind hier versammelt, unsre alten Götter zu ehren, die die Weißmäntel verspotten, und ich bin ein Nachkomme des alten Oberpriesters Waidewut und jetzt der Griwe des Landes. Mein Sohn, ich weiß, daß Du eine fromme Mutter gehabt hast, die die alten Götter ehrte. Hat sie Dir niemals von diesen erzählt?"

In Alf erwachte mächtig das Andenken an die Stunde seiner letzten Unterredung mit seiner heißgeliebten Mutter, und ganz feurig werdend, erzählte er ohne Scheu, was diese ihm gesagt, und wie er diese Worte im Herzen behalten habe, und wie es lange sein Wunsch gewesen sei, nähere Kenntnis davon zu erhalten, aber er habe noch niemand gefunden, der ihn belehre. „Der Gott der Ritter aber muß kein rechter Gott sein,

denn sie thun nicht, was sie lehren. Seid Ihr aber der rechtmäßige Grimwe, so küsse ich den Saum Eures Gewandes, und beteure Euch, auch ich bin ein echter Preuße, ich ehre die alten Götter".

Nach einem Blicke des Einverständnisses zwischen dem alten Grimwe und dem vornehmen Jüngling fuhr ersterer zu Alf gewendet fort:

„Wohlan, mein Sohn, wir sind bereit, Dich in unsern Bund aufzunehmen, wenn Du mit feierlichem Schwur Dich zu uns bekennen willst."

Alf war bereit und der Alte führte ihn in die Nähe des Feuers vor die Götterbilder und sagte, „sprich mir nach:"

„Ich schwöre zu Euch, ihr hohen Götter, Euch allzeit als die rechten anzuerkennen, und alles zu thun, was Ihr durch den Mund der Priester mir befehlen werdet!

„Ich schwöre, daß ich bereit bin, mein geliebtes Vaterland von der Herrschaft seiner Unterdrücker befreien zu helfen, und alles zu thun, was zu seinem Wohle dient!

„Ich schwöre diesen Bund vor jedermann geheim zu halten bis in den Tod!

„So ich diesen Schwur nicht halte, zerschmettere mich mit Deinem Donner, Perkunos; hole mich in Dein finsteres Totenreich, Pikollos; gieb mir keine Erdenfreuden zu kosten, o lieblicher Potrimpos!"

„Nun sei uns willkommen als Bruder," so bot ihm der alte Oberpriester die Hand, so auch die übrigen.

Ganz zuletzt trat der fremde Jüngling heran.

„Sei mir willkommen, wackerer Genosse! Hiermit reicht Dir die Hand der Sohn Deines rechtmäßigen Fürsten. Denn nur im Volke der Litauer sind noch die alten rechtmäßigen Fürsten dieses Landes vorhanden. Höre mir wohl zu. Zwei Brüder waren es in alten Zeiten, die dieses herrliche Land regierten: Waidewut und Bruteno. Waidewut war Oberpriester und verkündete den heiligen Willen der Götter Perkunos, Pikollos und Potrimpos, die im heiligen Haine Romowe wohnten und deren Bilder Du hier siehst. Bruteno aber war der König und hatte zwölf Söhne: Littwo, Nadro, Samo, Natango, Schalo, Ermo, Sudo, Galindo, Pogeso, Pomeso, Barto und Kulmo.

„Als die Brüder nun alt geworden waren, weit über hundert Jahre alt, da beriefen sie das ganze Volk zum heiligen Hain Romowe. Sie ließen einen mächtigen Holzstoß aufrichten und setzten sich im hohenpriesterlichen Schmuck der eine, im königlichen der andere, darauf. Dann ermahnten sie in eindringlicher Rede noch einmal das ganze Volk, die alten Götter zu ehren und das Vaterland zu lieben. Das schwuren alle.

„Dann teilte der alte König Bruteno das Land unter seine zwölf Söhne, und jeder Gau bekam von seinem neuen Fürsten den Namen, und die Bewohner nach ihm. Der Littwo bekam Litauen, der Nadro Nadrauen, der Samo das Samland, der Natango Natangen, der Schalo Schalauen, der Ermo Ermland, der Sudo Sudauen, der Galindo Galindien, der Pogeso Pogesanien, der Pomeso Pomesanien, der Barto Barten und der Kulmo das Kulmerland. Sollte aber der

Feind kommen, sagte er, so seid einig, dann seid ihr unüberwindlich. Einigkeit macht stark!

„Damit ihr aber eure Worte nicht vergeßt, so gehen wir mit eurem Versprechen zu unsern Göttern! Sie stimmten Loblieder an, die Fackel ward an den Holzstoß gelegt, und die Flammen trugen sie zu den seligen Gefilden.

„Wohl ehrten die Nachkommen die alten Götter, aber sie vergaßen der Ermahnung zur Einigkeit. Da kamen die Weißmäntel und eroberten jeden Gau einzeln. Zuerst das Kulmerland und erbauten die Feste Thorn; hier in Pomesanien steht die stolze Marienburg, im Ermlande Heiligenbeil und im Samlande, das ihnen der Böhmerkönig Ottokar erobern half, auf dem Twangstaberge am Pregelflusse die „Königsberg" genannte Burg. Überall rotteten sie die alten Bewohner und die alten Götter aus, und die Deutschen brachten neue Götter mit. Nur die Litauer widerstanden bis jetzt. Noch herrscht der alte Stamm des Bruteno, noch herrscht der Großfürst Kynstut, und siehe, ich bin Jagello, sein Neffe.

„Von Zeit zu Zeit kommen wir heimlich in dieses Land, das unser ist, und sammeln die übrig gebliebenen Getreuen um uns, und beten mit ihnen zu den alten Göttern. Heute haben wir Dich gefunden. Ich verbinde Dich zu der Götter Dienst und zu dem meinen durch diesen Handschlag."

Alf gab freudig seine Hand und versprach mit Herz und Mund dem Bunde treu zu sein für alle Zeit.

Auch ein geheimes Erkennungszeichen der Mit-

glieder des Bundes unter sich ward Alf kund gethan. So aber, beschloß man, sollte er im Dienste Plauens bleiben, da man ihn dort für die Zwecke des Bundes am besten zu brauchen gedachte. Erst in früher Morgenstunde trennte man sich mit dem Versprechen, zur Wintersonnenwende wieder zusammenzukommen. Der Litauerfürst sprengte nach Osten zu. Alf aber ritt langsam zur Marienburg, nachsinnend über das Erlebte und erwägend, mit welchen Ausflüchten er seinem Ritter, den er eben im Herzen verraten, sein langes Ausbleiben entschuldigen würde.

Kapitel 6.

Der Ehrentisch.

Der Hochmeister Konrad von Jungingen war gestorben, und seine irdischen Überreste hatte man mit der üblichen Pracht in der St. Annen-Gruft zu Marienburg beigesetzt. Seine Friedensliebe, die ihm, wie wir wissen, auch den Spottnamen „Frau Äbtissin" eingebracht hatte, war den kampflustigen und übermütigen Ordensrittern schon lange nicht recht gewesen, und als nun der neue Meister von der Versammlung der Gebietiger — Kapitel genannt — gewählt werden sollte, war es die Ansicht des ganzen Kapitels, jetzt einen Mann zu wählen, der keine Beleidigungen und Kränkungen mehr dulden würde, namentlich die von den heidnischen Litauern ausgingen. Und so fiel denn die Wahl

einmütig auf den Bruder des Verstorbenen, den feurigen Ulrich von Jungingen, von dem man sich versah, daß er den Orden zu immer höherem Glanze erheben würde.

Inzwischen hatten sich auch die Dinge in Litauen sehr zum Nachteil des Ordens geändert, so daß diesem ein kühnes Oberhaupt not that. Denn der bisherige Herzog Kynstut war ein immerhin noch ehrlicher Feind des Ordens gewesen. Aber sein Neffe Jagello, derselbe, den wir in Preußen sich Anhänger werben sahen, ein schlauer, kein göttliches und menschliches Recht achtender Mensch, hatte sich seines Oheimes Kynstut und dessen Sohnes durch Gift und Dolch entledigt und so selbst zum Herrscher Litauens emporgeschwungen. Aber Litauen war ihm nicht groß genug, um seinen verhaßtesten Feind, den Orden, zu demütigen; deshalb trachtete er nach größerem Besitz. Es gelang ihm, die polnischen Großen dahin zu bringen, daß sie die schöne Hedwig, die Erbin der polnischen Königskrone, obgleich sie schon mit einem deutschen Fürsten verlobt war, zwangen, ihn selbst zum Gemahl zu nehmen. Er hatte sich nämlich verbindlich gemacht, die Lande Kulm und Pomerellen dem Orden wieder abzugewinnen und sich und sein ganzes Volk taufen zu lassen, wenn er durch die Hand der schönen Fürstin zum Könige Polens erhoben würde. Diese Verheißungen waren den polnischen Großen so verlockend, daß sie der widerstrebenden Hedwig den rohen Litauer zum Gemahl aufdrangen. Sein eigenes Volk aber hatte der schlaue Großfürst durch Geschenke und Versprechungen bewogen, sich taufen zu lassen, und dann mit großer

Pracht das Fest seiner Vermählung zu Krakau gefeiert. Mit der Taufe aber nahm er als Polens König den Namen Wladislaw an. Auch den Hochmeister hatte er als Hochzeitsgast geladen. Der aber kam nicht, sondern dachte mit ernstbesorgter Seele darauf, die ungeheure Macht des vereinigten Polens und Litauens, die sein Preußenland fast von allen Seiten verderbendrohend umringte, wieder zu teilen.

Dazu kam noch, daß der Orden auf die Hilfe fremder Kreuzfahrer nicht mehr wie früher rechnen konnte. Denn der Glaube, sich durch Heidenmord den Weg zum Himmel zu bahnen, hörte allmählich auf, und in Deutschland war man mit den eigenen Angelegenheiten nur allzusehr beschäftigt.

Dazu waren überdies, seit sie die Taufe empfangen hatten, die Litauer keine Heiden mehr!

Da mußte der Hochmeister auf andere Mittel und Wege denken, Kämpfer herbeizulocken. Er schrieb Briefe an alle Fürsten Deutschlands, in denen er Jagello's Ränke und böse Lüste, auf der andern Seite aber die Not und Gefahr des Ordens schilderte. Er bat dringend um Beistand und verhieß den zwölf berühmtesten Rittern unter allen, die da kommen würden, ein prächtiges Mittagsmahl zu veranstalten. Das nannte man einen Ehrentisch.

Dieses Versprechen besaß Anziehungskraft und bald sah man Ritter und allerlei Abenteurer in das Ordensland einziehen.

Bei Kauen am Memelfluß sollte der Ehrentisch gehalten werden.

Auch Plauen zog in Begleitung des Hochmeisters mit zu dem glänzenden Feste und sein Diener Alf folgte ihm. Es war ein großes Heer, das sich hier unter des Ordens Fahnen gesammelt und an Litauens Grenze gelagert hatte.

Am festlichen Tage versammelte sich das ganze Heer zu beiden Ufern des Flußes. Auf einer Insel mitten im Strome aber war ein prächtiges Zelt aufgeschlagen, über welchem das Ordensbanner lustig im Winde flatterte. Das Zelt war von allen Seiten offen, so daß von den Ufern alles genau betrachtet werden konnte.

Unter dem Zelte befand sich die Tafel, die mit gediegenem Gold- und Silbergeschirr fürstlich ausgeschmückt war. Daran saßen die aus der Zahl aller auserlesenen zwölf Ritter, die durch den hohen Ruhm ihrer Thaten diese Ehre am meisten verdienten. Dreißig Gerichte, wie die Sage geht, erlabten die Schmausenden, und jedes goldene oder silberne Gerät, das einer derselben berührte, blieb sein Eigentum. In herrlichen Pokalen kreiste der goldene Wein.

Verschiedene Herolde aber, in malerischer Tracht, traten auf und verkündeten, das Wappen des Gefeierten hochhaltend, der Ritter glänzende Thaten. Was man aber in jener Zeit für höchsten Ruhm und solches Preisen würdig hielt, erfahren wir, wenn wir einigen Herolden zuhören.

Der erste trat auf und hob ein Wappen

„Höret zu, meine Freunde, die Thaten des Ritters, dem der erste Platz an dieser Ehrentafel zuteil geworden!

Es ist der ruhmreiche Ritter Kynod von Richardsdorf in Oesterreich. Er ist im heiligen Lande gewesen und hat mit eigener Hand sechzig Türken erlegt."

Da hob sich ein zweites Wappen, und es erschallte das Lob des Herrn Friedrich von Meißen, als eines tapferen, gerechten Fürsten.

Den dritten Lobspruch erhielt Herr Hildermit von Schottland, dessen Vater für seinen König gestorben.

Der vierte Herold sang das Lob des Grafen Ruprecht von Württemberg, weil er die Kaiserkrone, die ihm bei Kaiser Wenzels Absetzung von einigen zugedacht war, nicht verlangt hatte.

Auf dem fünften Platze saß der Hochmeister selbst. Sein Herold sang in zierlichen Versen, wie derselbe eine schöne und reiche Braut um des Ordens willen verlassen hatte.

Der sechste war der Ritter Degenhart aus Westfalen, der den Mördern seines Vaters verziehen hatte, und der siebente Herr Ritter Friedrich von Buchwald, der keinem etwas abschlug, der ihn im Namen des heiligen Georg darum bat.

Als aber der achte Herold auftrat und sein Wappen zeigte, fühlte Alf, der unter der Menge der Zuschauer stand, sich hart am Arme berührt, und dann an der Hand das eigentümliche Erkennungszeichen des Bundes, dem er seit der Nacht am Galgenberge angehörte. Der Bote zog ihn fort und er folgte willig, obgleich es im Gedränge manche Stöße und Püffe gab.

Als sie unbeobachtet waren, hieß ihn der Bote eilen; hinter einem Gebüsche fanden sich zwei gesattelte

Rosse, die sie bestiegen, und der litthauischen Grenze zujagten; gegen Abend wurde im dichten Walde gerastet.

Finstrer und finstrer wurde es.

Da krächzte in der Nähe ein Uhu. Alf's Gefährte horchte auf. Noch einmal das Gekrächz. Jetzt antwortete der Gefährte mit dem Gezirp der Grille. Das Gesträuch teilte sich und man sah eine Reiterschaar. Der eine Reiter, augenscheinlich der vornehmste, stieg vom Pferde und kam heran. Alf erkannte Jagello, den Litthauerfürsten und jetzigen König von Polen.

Mit gleißnerischer Freundlichkeit begrüßte er Alf, der ein gar stattlicher Jüngling geworden war. Fragte nach diesem und jenem, dann lobte er ihn, daß er sich so fleißig in der Kunst des Schreibens geübt habe, wie er ihm geraten, und nun schon so verständige Berichte schreibe, daß man sich darüber freuen könne.

Alf war von Natur schlau und es erschien ihm doch fraglich, ob der König als Christ noch mit denen halte, die zu den alten Göttern geschworen. Aber Jagello war noch schlauer; es schien als ob er in der Seele des Jünglings lese, denn er sagte, wie du äußerlich ein Christ scheinst um unserer guten Sache willen, so auch ich. Wenn wir aber erst diese verhaßten Weißmäntel aus dem Lande getrieben haben, dann sollen unsere großen Götter wieder zu Ehren kommen, und du sollst einen hohen Platz in meinem Reiche einnehmen. Bis dahin aber bist du bei den Rittern nötig und wirst fortfahren, deine Berichte zu geben. Damit du aber bei den kargen Schluckern auch einmal dein Leben froh genießen kannst, hier, nimm! und er drückte ihm einen

vollen Beutel in die Hand. Ja, der schlaue Fuchs wußte, die Seele des Armen lechzt nach Gold.

Alf versprach alles, was Jagello in nun folgendem heimlichen Gespräche von ihm verlangte. Dann ward er gar freundlich und herablassend entlassen, bestieg sein Roß und fort ging es nach Kauen zurück

Der Trubel des Ehrentisches aber war längst verstummt als er dort anlangte, und auf Plauens Frage, wo er gewesen, und was er gemacht, kamen sehr zögernde und unzusammenhängende Antworten. Doch in des Ritters großer Seele lebte kein Arg. Er hatte den anstelligen Burschen lieb und glaubte, derselbe sei kleinen Abenteuern nachgegangen, erhob nur drohend den Finger und entließ Alf. Er nährte eine Schlange an seinem Busen.

Auch Alf hatte ein Gewissen, und manches Mal stellte er Betrachtungen an über den Unterschied zwischen Plauen und Jagello. Er erkannte wohl, daß Plauen der bessere sei; aber seiner sinnlichen Natur behagten dessen strenge Grundsätze gar nicht. Nur heimlich konnte er in die Stadt zu den Herbergen gehen und sich am Biere laben und noch heimlicher zum Tanz mit den lustigen Dirnen der Stadt. Da beschwichtigte er denn sein Gewissen und sagte sich, der alte Pater Erasmus hat jüngst auch gepredigt: „Seid klug wie die Schlangen." Da will ich denn meinen Vorteil wahrnehmen, denn wahrlich, die Goldstücke des Königs Jagello sind so übel nicht.

Ob der alte Pater zu des Herrn Wort: „Seid klug wie die Schlangen" vergessen hatte den Nachsatz

desselben: „aber ohne Falsch wie die Tauben!" hinzuzufügen, oder ob der schlaue Alf auch nur die Bibel gebrauchte, wie es ihm passend war?

Kapitel 7.

Die Schlacht bei Tannenberg.

Das Maß des Zornes war voll. Jagello hatte den Hochmeister gereizt, wo er nur wußte und konnte, denn er wünschte den Krieg. Der feurige Hochmeister aber war nicht gewillt, diese Neckereien gutmütig wie sein Bruder und Vorgänger zu ertragen. Er begann zum Kampfe zu rüsten. Überall ließ er werben und aus Deutschland zog manche stolze Söldnerschar herbei, unter den Fahnen der h. Jungfrau zu kämpfen, Ruhm und Beute zu holen. Auch die Ritter des Landes sammelten ihre Knechte und so seltsam es uns erscheint, auch die Mönche der mancherlei Klöster waren nicht müßig, und mancher der früher die Stahlhaube getragen, war froh, aus seinem müßigen Leben sich wieder in das Gewühl der Schlacht werfen zu können. So kam ein Heer von 80 000 Mannen zusammen, und voll Zuversicht, rückte der Hochmeister ins Feld.

Aber auch Jagello war nicht müßig gewesen. Durch Alf und andere Kundschafter war er von des Meisters Rüstungen wohl unterrichtet, und sammelte seine Scharen, die Litauer, die Polen unter Zindram, dem Feldherrn,

und Tartaren und Russen, wilde Heiden auf kleinen, schnellen Rossen zogen herbei, an 160 000 Mann.

Es war im Mai des Jahres 1410, als eines Tages der Hochmeister den Ritter Heinrich von Plauen zu sich entbieten ließ.

„Mein lieber Plauen," redete er ihn huldvoll an, „der Kampf mit den übermütigen Polen ist unausbleiblich. Wir vertrauen zu Gott und der heiligen Jungfrau, daß uns der Sieg beschеert werde. Aber als Landesvater müssen wir auch für den Schutz des Landes während unserer Abwesenheit bedacht sein. Und so nennen wir Euch denn zum Komthur von Schwetz und obersten Gebietiger und Beschützer Pommerellens. Wohl weiß ich, wie Ihr lieber zum großen Kampfe mitzöget, aber ich bedarf eines klugen und tapferen Verteidigers des Landes, das ich verlassen muß. Geht und reiset morgen nach Schwetz und die h. Jungfrau gebe, daß wir uns freudig als Sieger wiedersehen."

Tief verneigte sich Plauen vor dem Meister und ernst nahm er Abschied, obgleich er viel lieber bei dem Heere geblieben wäre, um sein tapferes Schwert im Blute der verhaßten Feinde zu kühlen. Aber er gedachte der Stunde, da er einst dem Orden unbedingten Gehorsam gelobt und ohne eine Miene des Widerspruchs nahm er herzlichen Abschied. Auf ihn paßte trefflich des Dichters Wort:

„Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck."

Nach wenigen Tagen zog er mit einigen älteren Rittern und einem kleinen Häuflein Knechte in Schwetz

ein, das Komthuramt daselbst und das Beschützeramt Pommerellens übernehmend. Alf aber nahm er nicht mit. Der alte Ordensspittler, Herr Hermann Gans, war sein besonderer Gönner und Freund. Ihm übergab er den Jüngling, hoffend einen Arm mehr dem Ordensheere zu leihen, und dem alten Herrn die Beschwerden des Feldzuges zu erleichtern. Einen heimlichen Auftrag nur erteilte er Alf, in düsterer Vorahnung.

„Sollte, was Gott verhüten wolle, dem Ordensheere ein Unglück zustoßen, so eilst Du unverzüglich mit dem letzten Atemzuge von Pferd und Mensch zu mir nach Schwetz, mir Nachricht zu bringen. Geh mit Gott."

Alf küßte des Ritters Hand, die ihn dieses Mal noch freigebig mit Goldstücken beschenkte, und trat mit Herrn Hermann Gans den Marsch des Heeres mit an, getragen von einem mutigen Rappen Plauens.

In der Nähe der höchsten Gebietiger konnte er alles, was geschah, aufs Genaueste beobachten.

Bei Kauernick am Drewenzflusse standen sich die feindlichen Heere zuerst gegenüber. Jagello aber wagte nicht, im Angesichte des Feindes den Übergang über den Fluß zu erzwingen. Rasch wandte er sich rechts, um in schnellem Marsche auf einer andern ungedeckten Stelle ins Land zu fallen.

Das Städtchen Gilgenburg empfand zuerst seinen Groll.

Alle Männer und Jünglinge erwürgte der Tartaren Schwert, dann aber ward weder dem Alter noch dem Geschlecht irgend welche Schonung. Die Kirche, in

A.P.

welche viele Frauen sich geflüchtet hatten, ward mit allen, die darin waren, verbrannt, welchem Schicksal alsbald die ganze Stadt anheimfiel.

Als die Kunde von diesen grauenvollen Ereignissen in das Lager des Ordensheeres kam, setzte Zorn und Erbitterung alles in Bewegung. In allen Kriegern war nur der eine Wunsch nach Rache am gottvergessenen Feinde. Noch an demselben Tage, am 13. Juli brach man auf, und am 14. abends lagerten sich die Heere bei Tannenberg gegenüber.

Eine furchtbare Nacht brach an; Blitz auf Blitz zuckte aus der dichten Finsternis der Wolken; unaufhörlich rollte der Donner und ein furchtbarer Sturm riß die Zelte nieder. Kein Auge schloß sich, bis am Morgen des 15. Juli die Sonne wieder hell und klar ihren Lauf begann.

Mit ihr begann auch der Meister und seine Feldobersten, das Heer in Schlachtordnung zu stellen.

In der weiten Ebene, die sich nach dem See hin erstreckt, ordnete der Abt vom Kloster Kadienen die Scharen seiner Streiter. Hei! wie wohlig war's dem alten Feldhauptmann, daß statt der Kutte sich wieder der gewohnte Panzer um die narbenbedeckte Brust fügte. In fremdartig geformter, spitz zugehender Stahlkappe kam er geritten, sein breiter, edelsteingeschmückter Gürtel und der goldene Knauf des Schwertes zeigten den ehemaligen Heerführer.

„Ihr lehrt die Alten der Grammatika halber," sagte er zu seinem Freunde vom Kloster Oliva; „ich hab' mein Handwerk bei ihnen gelernt. Mit Frontinus'

und Vegetius' guten Ratschlägen läßt sich noch heutigen Tages was ausrichten. Für den Anfang soll's jetzt mit der Schlachtordnung der römischen Legionen erprobt sein; dabei läßt sich am besten abwarten, wie sich der Feind zu erkennen giebt. Wir können dann noch immer thun, wie wir wollen, die Sache geht nicht in einer halben Stunde zu End'."

Er ließ die leichte Mannschaft der Bogenschützen und Schleuderer vorausrücken; sie sollten den Waldsaum besetzen, vom Tannendickicht gegen Reiterangriff geschützt.

„Zielt nieder!" sprach er, „wenn Ihr auch statt des Mannes das Roß trefft, 's ist immer etwas!"

Beim Klang der Waldhörner schwärmte die Schar vorwärts, noch war kein Feind zu sehen.

Die Männer des Aufgebots ordnete er in zwei Heersäulen; dicht geschlossen, den Speer gefällt und langsam rückten sie vor, von der vorderen Säule zur zweiten ein Abstand weniger Schritte. Die Mönche ließ er zu einem Haufen zusammentreten und stellte sie in die Rückhut.

„Warum das?" fragte der Abt von Oliva, „es kränkt sie, daß ihnen nicht die Ehre des vordersten Angriffs zuteil wird."

Da lächelte der Kriegserfahrene. „Das sind meine Triarier*)," sprach er, „nicht weil altgediente Soldaten,

*) Triarier waren die Kerntruppen der altrömischen Legionen, so genannt, weil sie im Gefechte das dritte Treffen oder dritte Glied bildeten.

wohl aber, weil sie um Rückkehr in's warme Nest streiten. Von Haus und Hof und Bett verjagt sein, macht die Hiebe am schwersten und die Stiche am tiefsten. Habt keine Sorge, die Wucht des Streites kommt noch früh genug an die Mannschaft des heiligen Benediktus vom Kloster Kadienen?"

So hatten auch der Ordensmarschalk auf dem linken Flügel und der Meister selbst in dem Zentrum ihre Haufen geordnet.

Da kam zum Meister in voller Rüstung ein Reiter gesprengt. Er öffnete das Visir; es war der Söldnerführer Herr Methodius von Trautenau aus Böhmen, der mit tausend Mann eben angelangt war.

„Gruß, wohledler Meister!" sprach er diesen an. „So Euch eine tapfere Schar zum bevorstehenden Kampfe lieb ist, so sagt Euren Lohn, und wir wollen für Euch streiten."

„Ich brauche keinen verräterischen Judas," herrschte ihn der Meister an, und wandte ihm den Rücken.

Welchen Grund der Meister zu diesem Mißtrauen hatte, oder ob ihn die Aufregung vor der Schlacht nur hatte aller Klugheit vergessen machen, wer wagt es zu entscheiden.

Gekränkt wandte sich der Söldnerführer und ritt davon.

Als die Aufstellung des Ordensheeres beendet war, rief der Hochmeister einen Herold und übergab ihm zwei Schwerter.

Das eine war in Blut getaucht, das andere blank und rein.

„Wollet, Herr König," ließ der Meister seinen Boten sprechen, „einen festen und mannhaften Entschluß fassen und entweder das blutige Schwert zur Losung der Schlacht oder das blanke Friedensschwert wählen. Denn noch ist Krieg und Frieden in Eure Hände gegeben."

Spottend entgegnete Jagello: „Ich nehme die Schwerter beide als glückliches Zeichen; denn der Ueberwundene pflegt ja dem Ueberwinder die Waffen zu reichen."

Mit diesem kränkenden Bescheide kehrte der Herold zurück.

Die Polen hatten mit Tagesgrauen Gilgenburg verlassen. Die Vorräte waren aufgezehrt, der Wein getrunken, die Kirche und die Stadt verbrannt; ihr Tagewerk war gethan.

Ihr Ritt ging nun durch den dunklen Tannenwald dem weiten Blachfeld entgegen. Aber wie sie so sorglos dahintrabten, prallte da und dort ein Roß auf; Pfeile und Schleuderkugeln, von unsichtbaren Schützen geschossen, fuhren in den Schwarm. Der Vortrab wollte stutzig werden.

„Was kümmert Euch der Mückenstich!" rief Zindram, der Feldherr, und spornte sein Roß, „vorwärts, die Ebene ist das Feld der Reiterschlacht!" Einige Dutzend seiner Leute hieß er mit dem Troß zurückbleiben, zum Geplänkel mit denen im Wald. Die Erde dröhnte vom Hufschlag der vorwärts sausenden Horde; im Blachfeld breitete sich der Schwarm und sprengte mit Geheul auf den anrückenden Heerbann. Weit vor-

aus ritt Zindram mit dem polnischen Bannerträger, der schwengte die weißrote Fahne über ihm; er aber hob sich hoch im Sattel und that einen wilden Schrei und schoß den ersten Pfeilschuß ab, auf daß der Kampf nach altem Brauch eröffnet sei. Es begann das Morden der Feldschlacht. Aber wenig frommte es den deutschen Kriegern, daß sie unerschütterlich standhielten, ein starrender Lanzenwald: war der Reiterangriff abgeprallt, so kam aus der Ferne ein Pfeilregen geschwirrt; halb aufgerichtet im Bügel standen die Polen und Tartaren trotz Rossestrab, den Zaum über des Gauls Nacken geworfen, zielten sie, der Schuß traf. Andere schwärmten von der Seite ein — weh dem Gefallenen, den seine Brüder nicht in die Mitte nahmen.

Dort wogte der Feldstreit draußen im Thalgrunde, wo der Abt seine Scharen geordnet. Schier wankten die vorderen Reihen, ermüdet des ungewohnten Fechtens. Bedenklich schaute der Abt darüber hin, und schüttelte das Haupt. „Die schönste Strategie," brummte er, „ist vergeudet an diesen Zentauren, — das sprengt ab und zu und schießt aus der Ferne, als wär meine dreifache Schlachtordnung für nichts da; es thäte wahrhaft not, daß man des Kaisers Leo Buch über die Taktik ein eigenes Kapitel vom Polen- und Tartarenangriff hinzufügte."

Er ritt zu den Mönchen, zog sein breites Schlachtschwert und rief: „auf und drauf dann!"

Wildes Feuer leuchtete aus aller Augen. Marschbereit standen die Reihen. Jetzt warf sich noch ein jeglicher in's Knie, griff eine Scholle vom Boden auf

und streute sie rückwärts über sein Haupt, daß es geweiht und gefeit sei durch die vaterländische Erde*) — und dann gings in den Kampf.

Sie stimmten den frommen Schlachtgesang Media vita an. Notker, der Stammler war dereinst durch die Schluchten beim heimischen Schweizer Martistobel gestiegen; sie wölbten einen Brückenbogen herüber, über schwindelnder Tiefe schwebten die Bauleute, da stand es als Bild vor seiner Seele, wie zu unserm Leben in jedem Augenblicke des Todes Abgrund aufgähnt, und er dichtete das Lied. Jetzt galt's als Zaubergesang, Schirm eigenen Lebens, Untergang dem Feinde.

Und in der Mitte, wo der Meister hoch zu Roß hielt, klang's dumpf von den anrückenden Männern in der Polenschlacht:

„Ach, unser Leben ist nur halbes Leben!
Des Todes Boten ständig uns umschweben.
Wen mögen wir als Helfer uns erflehn,
Als Dich, o Herr, den Richter der Vergehen?
Heiliger Gott!"

Und vom andern Flügel klang es entgegen:

„Dein harrten unsre Väter schon mit Sehnen,
Und Du erlöset sie von ihren Thränen,
Zu Dir hinauf erging ihr Schrein und Rufen,
Du warfst sie nicht von Deines Thrones Stufen.
Starker Gott!"

*) Noch im 16. Jahrhundert finden wir bei deutschen Landsknechten die Sitte, daß sie sich rücklings Erde übers Haupt warfen, ehe sie ins Treffen zogen: so that z. B. auch Georg von Frundsberg vor der Schlacht von Pavia.

Und von rechts und links klang's zusammen, — schon tönte Schwerthieb und dumpfer Fall Getroffener dazwischen: —

„Verlaß uns nicht, wenn Unkraft uns befallen,
Wenn unser Mut entfleucht, sei Stab uns allen;
O gieb uns nicht dem bittern Tot zum Raube,
Barmherz'ger Gott, Du unser Hort und Glaube!
Heiliger Gott, heiliger starker Gott!
Heiliger, barmherziger Gott, erbarme Dich unser!"

So standen sie im Handgemenge. Staunend hatten die Tartaren die herannahenden Scharen erschaut; Geheul und der zischende, teuflische Ruf: „Hui, hui!" war ihre Antwort auf die Media vita: auch Zindram teilte seine Reiter zum Angriff und ringsum tobte der Kampf. Dreingespornte Rosse durchbrachen das schwache Häuflein der Mönche, einzelnes Streiten begann, es rang die Kraft mit der Schnelle, germanische Ungelenkheit mit polnisch-tartarischer List.

Gegen die Brücke von Tannenberg führte der Meister seine Scharen. Dort hielt der Tot reiche Ernte. Ein fernes Kirchlein glänzte weit aus dem See herüber zu den Reitern, wie eine Mahnung zu wuchtigem Dreinschlag, und der Polen mancher, der in Schwertes Bereich kam, merkte, daß er auf deutschem Boden stund, wo Streiche wild wachsen, wie Erdbeeren im Wald. Doch auch in der Brüder Reihen ward's lichter; da ruhte Quirinus der Schreiber für immer vom Schreibkrampf, der die Lanze in seiner Rechten zittern gemacht; Wiprecht der Sternkundige und Ritter Wittibald der

Bauverständige neben manchem andern. Wer kennt sie alle, die Namenlosen, die freudigen Todes starben.

Um das Feldzeichen des Meisters war ein erlesen Häuflein geschart. Noch flatterten die schwarzen Wimpel vom Bilde des Gekreuzigten, aber der Kampf war hart. Mit Wort und That feuerte Jungingen die Genossen an, Widerpart zu halten, und Leichen erschlagener Männer und Rosse lagen durcheinander, die Feinde wichen und „Christ ist erstanden!" erscholl der Deutschen Jubelgesang.

Aber zu früh.

Noch einmal gelingt es Zindram die wankenden Scharen zum Stehen zu bringen, und der Kampf entbrannte aufs neue, schrecklicher als zuvor. Der Meister warf sich mit Ungestüm in die Feinde, denn das hochgehaltene Kreuz wankte schon, von unablässigen Geschossen umschwirrt, — da ging ein Schrei des Schreckens durch die Reihen der Ordensbrüder; vom Hügel, der den Turm von Tannenberg trägt, sprengt ein Reiter voran, dem tausend folgen, hinein in die Reihen der Ordenskämpfer. Methodius von Trautenau war's, der Gekränkte. Nun hatte er sich zu den Polen geschlagen und brennend vor grimmer Begier, den Schimpf, den ihm der Hochmeister angethan, in Blut zu rächen, bricht er aus dem Hinterhalte hervor Von drei Seiten umschlossen, begann nun unter den Ordenskriegern ein schrecklich Morden. Schon waren die obersten Gebietiger und viele hundert der edeln Ritterbrüder gefallen und mit Blut überströmt zu Boden gesunken, denn da sie, am weißen Mantel weithin kenntlich waren,

so waren sie auch als Führer den meisten Angriffen ausgesetzt. Der Ordensmarschalk, der Großkomthur, der alte Treßler, sie alle bedeckten mit ihren Leibern die blutige Wahlstatt, als ein alter Gebietiger an den Meister heransprengt und ihn bittet, die Schlacht abzubrechen, die Überlebenden und sich selbst zu retten und mit den Geretteten die Burgen des Landes zu verteidigen.

Aber Ulrich antwortete mit kühner Todesverachtung: „Das werde ich, so Gott will, nicht thun. So mancher wackre Held ist um mich gefallen; ich will aus dem Kampfe nicht reiten, denn des Ordens Schmach mag ich nicht überleben!" Und rasch sammelte er seine Scharen zum neuen, mutigen Angriff. Schon hatte sein tapferes Schwert wieder einige Vorteile erkämpft, schon neigte sich wieder der Sieg auf die Seite des Ordens, — da gab ein jammervolles Mißgeschick plötzlich die Entscheidung der Schlacht. Auf einem Hügel mitten im Schlachtfelde hielt der Meister und hatte das Visir geöffnet, um den Gang der Schlacht zu überschauen. Wie ihn da des Tartarenführers Bagardin scharfes Auge erschaut, war auch schon sein Roß ihm entgegengewandt; des fremden Führers Speer fuhr nun dem Ritterfürsten durch den Mund bis tief in den Hals, daß er sterbend vom Rosse sinkt.

Als aber die Krieger ihres Feldherrn Helmbusch nicht mehr flattern und seine Leibfahne nicht mehr wehen sahen, da entsank ihnen der Mut. Sie verließen das Schlachtfeld in panischem Schrecken, rückwärts wandten sie sich, rückwärts in toller Flucht. . . .

Die Polen hatten den Sieg errungen!

Ein Tag aber hatte dem deutschen Orden seine Herrlichkeit geraubt. 40 000 Ordenskrieger waren gefallen, aber auch 60 000 Feinde bedeckten die blutige Wahlstatt, und späterhin hat man auf ihr eine Kapelle errichtet, die in lateinischer Sprache über ihrem Eingange das Drama des schrecklichen Tages mit den einfachen Worten verkündete:

„Hunderttausend sind hier gefallen!"

Kapitel 8.

Der Retter naht.

Der greise Ordensspittler, Herr Hermann Gans, hatte im Hintertreffen gestanden; neben ihm Alf. Als nun die Schlacht verloren gegangen war, und alles strebte, aus dem Bereich der mordenden Schwerter und Lanzen des Feindes zu kommen, waren sie mit fliehenden Haufen mitgedrängt worden, und erst als die Sonne sich neigte, konnten sie etwas freieres Feld gewinnen.

„Jetzt, mein Sohn," sagte der Spittler, „laß Deinen Rappen ausgreifen und eile immer in schnurgerader Richtung nach Westen zu, so erreichst Du morgen Schwetz. Da findest Du Deinen Herrn. Bring' ihm die Kunde von des Ordens Fall. Du hast ja alles, wie es zugegangen mit eigenen Augen geschaut. Vielleicht giebt ihm die hohe Himmelskönigin einen rettenden Gedanken. Mir schwindelt der Kopf und die alten

Glieder wollen zusammenbrechen. Ich will suchen, noch einige Mannen zu sammeln, ein paar Stunden ruhen, und dann Dir folgen. Nun gieb dem Rappen die Sporen. Auf Wiedersehn!"

Alf eilte davon. Aber nachdem er etwa eine Meile scharf geritten war, zügelte er sein Roß und ließ es langsam gehen, denn er wollte seinen Gedanken Audienz geben. Wie schwirrte es ihm durch den Kopf! Sollte er sich freuen, daß Jagello gesiegt, oder sollte er über das Geschick des Ordens trauern?

Seine Seele lebte in Zwiespalt.

Was sollte er jetzt bei Jagello? Der lohnte sicherlich nur die That, und was hatte er gethan? Nichts.

So riet ihm denn die Selbstsucht, noch immer sich als Plauens Diener zu zeigen, der seinem Herrn ergeben war. Wo am meisten zu gewinnen schien, da wollte er bleiben. Und er dachte zugleich an Jagellos Wort, daß ihm der Späher im Orden am nützlichsten sei.

So mit sich im Reinen, ritt er schärfer gen Rehden zu, die ganze Nacht hindurch, nur einmal an einer Quelle sich und sein Roß mit dem erfrischenden Naß labend. Zu essen hatte er nichts.

Inzwischen war Plauen in Schwetz von banger Sorge erfüllt. Noch nie hatte er solche Unruhe empfunden. Zwar suchte er durch Waffenübung mit seiner Mannschaft und durch eigne ritterliche Leibesübung die quälende Unruhe zu bannen, aber es wollte schlecht gelingen. Auch der geistliche Trost des alten Pater Cöleſtin vermochte nicht seine Seele zu beruhigen.

War er abends allein in seiner Zelle, so durchmaß er sie mit heftigen Schritten ungezählte Male und düstere Bilder stiegen vor seinen Augen auf, bis der neue Morgenstrahl des erwachenden Tages ihn endlich in unruhigem Schlummer fand.

Seit einigen Tagen unternahm er nun, sobald die Vesperglocke geschlagen, ausgedehnte Ritte nach der Burg Rehden zu, von wo aus der Bote mit der Nachricht von der geschlagenen Schlacht kommen mußte. So auch am 16. Juli. Und siehe da, als er mit seinen Begleitern etwa noch eine Meile von Rehden entfernt war, da sahen sie einen Reiter dahergejagt kommen. „Das ist Alf," sagte Plauen, „Gott gebe, er bringt gute Nachricht."

Man setzte die Pferde in Galopp und bald begegnete man dem Boten.

„Was bringst Du für Nachricht, Alf?" fragte Plauen.

Dieser aber konnte vor Ermattung nur sagen: „Die Schlacht ist verloren, der Meister und alle Gebietiger tot, die Polen folgen mir auf den Versen." Dann sank er vor Erschöpfung vom Pferde.

Ein Schluck Wein aus einer dargereichten Feldflasche erfrischte die ermatteten Lebensgeister; es fand sich bei einem Begleiter Plauens auch ein wenig Brot und Fleisch, so daß Alf sich erst erquicken konnte. Auch sein Roß erhielt einige Bissen in Wein getauchten Brotes, so daß das edle Tier wieder weiter konnte. Man kehrte um, und auf der Heimkehr nach Schwetz gab Alf den

Bericht von der Schlacht und dem grausigen Bilde des Todes, das er gesehen.

Mit atemloser Spannung folgten alle seinem Bericht, aber von des Komthurs bleichen Lippen kam kein Wort.

In Schwetz angekommen warf Plauen dem Diener die Zügel des Rosses zu und ging wortlos in seine Zelle. Hier erlosch diese Nacht das Licht nicht, aber in Plauens großer Seele reifte ein heldenhafter Entschluß. Er wollte der Retter des Ordens werden, und mit dem Frühlicht des nächsten Tages ertönte des Alarmhornes Ruf und hieß die Bewohner der Burg sich sammeln.

In voller Rüstung, bleichen Angesichts aber mit leuchtenden Augen voll Mut und Gottvertrauen trat der Komthur unter seine Gefährten. Noch einmal schilderte er, was Alf von der Tannenberger Schlacht erzählt. Dann fuhr er fort: „Groß ist die Not des Ordens! Grausam und ohne Erbarmen ist der Feind; unerbittlich der Sieger. Ich habe gelobt vor Gott und der heiligen Jungfrau für den Orden zu kämpfen und, wenn es sein muß, zu sterben. Ein Ziel nur, einen Weg giebt es noch, den Orden zu retten, wenn das Haupthaus, die hehre Marienburg, ihm erhalten bleibt. Dahin breche ich nun auf und ich hoffe, Ihr alle folgt mir."

Wie die Furcht ansteckt, so teilt sich auch der Mut mit. Wohl hatte mancher in dieser Nacht an die Flucht ins Reich gedacht, aber niemand daran, einem siegreichen Feinde die Stirn zu bieten. Jetzt aber drängte sich die ganze Schar um den feurigen Führer:

„Führ' uns, o Herr, sei es zum Siege, sei es zum Tode, wir folgen Dir!" riefen alle freudig aus, und die Waffen klirrten.

„Auf denn zu Pferde," befahl nun Plauen. „Eile thut not, aber, will's Gott, treffen wir noch auf manch' Fähnlein versprengter, Knechte und es werden sich auch noch Ritterbrüder finden, und mit ihnen vereint mögen wir wohl noch vor Jagello die Marienburg erreichen."

Hin trabte der reisige Zug, das Antlitz unverrückt der hehren Marienburg zugewandt. Dem Zuge voran wie auch zu den Seiten hatte Plauen Kundschafter geschickt, damit sie jede Annäherung eines Heerhaufens melden möchten.

Nachdem man einige Stunden scharf geritten war, hieß Plauen langsamer ziehen, denn ihm wurde gemeldet, daß sich Völker in der Ferne zeigten.

Bald meldete ein zweiter Bote, daß es Ordenskrieger seien, die sich ihnen von der Seite näherten, denn er sähe deutlich die weißen Mäntel einiger Ritter im Winde flattern.

Diese Schar hatte eben einen Wald erreicht, dort machten sie Rast und schienen in ernster Beratung. Versetzen wir uns in ihre Mitte. Da war der Ordensspittler, Herr Hermann Gans, der Ritter Schönfeld, Graf Kyburg, Graf Schwarzburg und andere nebst reisigem Volk. Graf Kyburg führte das Wort: „Ja, so steht es, Ihr Brüder. Der Orden ist verloren und die Polen überschwemmen das Land. Die Burgen sind ohne Verteidiger. Was bleibt uns anderes übrig, als nach Deutschland zu fliehen und dort Kaiser und Reich

um Hilfe zu flehen. Helfen die uns nicht, so giebt es bald keinen Orden und kein Ordensland mehr."

Da rauscht es im Gebüsche und Plauen mit der Ordensfahne in der Hand tritt mitten unter sie:

„Gott grüß Euch, Ihr Brüder!"

„Ha, Du, Plauen!" sagte erfreut der alte Ordensspittler, trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

Dem Grafen Kyburg schien diese Begegnung nicht lieb. Er sagte finster:

„Wo kommst Du her, was verrennst Du uns den Weg?"

Plauen antwortete: „Ich Euch, — der Weg, der gerade, geht ja dorthin."

„Wohin?" fragte Schönfeld.

„Nun, wo in aller Welt als nach Marienburg!" antwortete Plauen ernst.

„Du willst aufs Haupthaus?" fragte Hermann Gans.

„Ihr nicht?" antwortete Plauen, sichtlich überrascht.

Graf Kyburg aber fiel ihm ins Wort und rief: „Bist Du denn toll? Dort wankt nur ein Häuflein von Greisen auf den Zinnen, die sind gleich den Wetterhähnen der Winde Spiel!"

„Nun, so laß sie Kugeln gießen," sagte Plauen. „Ich bringe dreitausend frische Männer mit, die werden kämpfen!"

Der Ritter Schönfeld aber meinte ernsthaft: Jagello dringt zum Hause vor!"

Ihm entgegnete Plauen, daß gerade dies der Grund sei, weshalb er hinziehe, und als der alte Spittler noch erwähnte, daß der Meister ja tot und der Orden ohne

Haupt sei, rief Plauen begeistert aus: „Der hohe Meister stirbt nie und nimmer!“*)

Da sprengte ein Hauptmann Plauens heran und flüsterte ihm zu: „Herr eilt! von jenen Höhen dort komme ich eben; da erblickte ich denn am Firmament, fern überm dunkeln Kranze der Wälder, wie der Pole eine Furt von Glut und Rauch zieht — grad nach Marienburg.“

Da warf Plauen einen flehenden Blick zum rettenden Himmel und seufzte: „Herr, o Herr, gieb heut uns Flügel!“ Zum Hauptmann aber sprach er: „Eile schnell hinunter zu unserm Haufen; es soll niemand ruhen. Treibe sie, bitte, flehe, schelte, aber fort, nur fort; ich folge gleich nach. — Doch höre, noch eins. Ein Fähnlein Reiter sende hierher; sie sollen diesen Platz umzingeln und keinen lebend aus dem Kreise lassen. Nun eile.“

Darauf wandte er sich zu den Gebietigern, welche noch immer ratlos dastanden: „Nun hört, Ihr Herren, rund heraus. Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns, und so verhafte ich Euch hier in unsers heiligen Ordens Namen!“

„Ha,“ rief Graf Schwarzburg da, sein Schwert aus der Scheide reißend, „ist's so gemeint, so komme her, wenn Dein Herz nach Stahl verlangt. Wer gab Dir Übermütigen so ungemessenes Recht?“

„Ich weiß es nicht, — frag mich nicht drum,“ antwortete ihm Plauen ruhig, doch eifrig werdend fuhr

*) Wie in Frankreich. Wenn der König starb, war in demselben Augenblicke der Sohn an seiner Stelle und der Herold rief aus: „Le roi est mort, vive le roi.“

er fort: „Mag Gott mir helfen, ich kann nicht anders. Eins muß Seele und Leib hier sein, und wenn ein Glied faul und abtrünnig wird, so muß es abgehauen werden, daß es mit seinem Gifte nicht das frische Blut zerstöre. So ist's auch hier nicht mehr Zeit zum Erbarmen und zu hohlem Wortgeklingel. Gebt Ihr jetzt das Haupthaus feige auf, Ihr findet nimmer ein Haus auf Erden mehr."

Zwar meinte Graf Kyburg spottend, dann möge er sich Knechte einfangen und nicht Grafen des Deutschen Reiches; aber der edle Spittler Gans mahnte zum Frieden und Ritter Schönfeld in seiner spaßhaften Art meinte, es sei lustig zu sehen, wie zwei Grafen, die noch als zarte Kindlein in der Wiege lagen, als er sich schon hier als Ritter der Ehrenkönigin mit den Heiden herumbalgte. Plauen aber habe Recht, einer müsse der Erste sein.

Da nahm Graf Schwarzburg wieder das Wort und sagte: „Nun gut; ich will ja Frieden. Ich habe es mir ja gedacht. Es ist gewiß ein schöner Gedanke, ein kühner Zug, die Marienburg retten zu wollen, ob es glückt, ob nicht. Wer das wagt, des Name hebt gewiß mit feurigem Arm der Ruhm hoch über den gemeinen Strom der Zeiten. So sei's denn, Plauen, tritt mir die Macht des Feldherrn ab, gieb mir die Macht über diese mutgen Seelen und nach Marienburg führe ich Roß und Mann!"

Sinnend, zweifelnd steht Plauen da. Langsam kommt es aus seiner Brust: „Du bist mir unbekannt. Ich soll in fremde Hand so Großes, alles legen?"

Aber Graf Schwarzburg drängte weiter: „Die höhere Hand des Allmächtigen ist über mir und Dir! Willst Du?“

Der Kampf in Plauens Brust war beendet. Nicht seine eigne Ehre suchte er, nur des Ordens Rettung aus höchster Gefahr, und indem er ihm die Fahne reichte sagte er: „So nimm denn hin das Regiment, und nun mit Gott, ein Herz, ein Schwert, nun fort, fort nach Marienburg.“

Graf Schwarzburg aber stieß sein Schwert in die Scheide, daß es klirrte; die Fahne aber nahm er nicht, sondern rief laut: „Nun, so sei Gott gepriesen! Wenn Du es so ehrlich meinst, so kann's gelingen und mit Freuden beuge ich mich dem bessern Mann. Da, behalte die Fahne und führe uns!“

Alle schlugen ein, froh, daß der Streit um die Führerschaft so schön beendet; zwar meinte der alte Spittler, es sei die Regel nicht — — da fiel ihm Kyburg ein ins Wort, daß noch nie ein Kyburg gefehlt, wo es adlig handeln gilt, und Ritter Schönfeld freute sich, daß er nun bald unter so tüchtiger Führung den Polen seine Hörner zeigen könne.

Plauen aber steht da, tief ergriffen. Entzückt ruft er aus: „Mir ist's so hell, wie klarer Sonntagsmorgen in der Seele. Seht, wie's im Thale da blitzt, die Banner wehen, die Lerche schwingt sich auf, und aus der Ferne klingen die Morgenglocken durch die stille Luft. O großer Gott, wie bist Du gnadenreich!“

Er sank in die Kniee und die andern folgten zu stillem Gebet. Im Walde aber hörte man singen:

„Sei gegrüßt, Du Königin
Himmels und der Erden,
Hilf uns, daß die Deinen heut
Nicht zu Schanden werden."

Plauen, sich erhebend, rief dann: „Auf nach Marienburg!"

Kapitel 9.

Die Belagerung.

Am dritten Tage zog die Heldenschar, noch verstärkt durch versprengte Ritter und Knechte des Ordensheeres, in die Marienburg ein.

Hier gab's alle Hände voll Arbeit. Zunächst mußten die Werke ausgebessert und die Gräben vertieft werden, so bekamen die Mauerkelle, die Hacke und die Schaufel Arbeit. Überall war Plauen, hier anordnend, dort ermunternd; und überall, wo er hinkam, fand sich neuer Mut und frische Kraft zur anstrengenden Arbeit. Dann galt es, die Vorräte zu ergänzen. Alles Getreide der Stadt und Umgegend wurde auf Wagen geladen und in die Vorratshäuser der Burg gefahren. Auch Schlachtvieh wurde aus allen Gegenden herbeigetrieben, damit die tapfern Kämpfer an Fleisch nicht Mangel litten.

Dann sah man bald lange Züge aus den umliegenden Ortschaften der Marienburg zueilen, wo sie

in den geräumigen Kellern der Burg vor den rohen Horden Jagellos freundlichen Schutz fanden.

In der Stadt aber ertönte das Horn des Herolds. Er verkündete den Bewohnern das Gebot Plauens, ihre besten Habseligkeiten zusammenzuraffen und in das Schloß zu ziehen.

Da erscheint verstört und eilig der Bürgermeister von Marienburg vor dem Feldherrn.

„Was willst Du, Bürgermeister?" redete ihn Plauen an, „schaust so trübe aus?"

„O Herr," antwortete dieser, „auf Dein Gebot verließ das Volk die Stadt. Ich schied zuletzt, und hinter mir war's so leer und still auf den Gassen, daß man den Brunnen rauschen hört am Markt. Geschäftige Männer sah ich durch die Stadt schreiten, ein schrecklich Gerücht geht um, sprecht, gestrenger Herr, was soll das bedeuten?"

Da rief ein Ritter von der Mauer: „Da, da schaut hin, da dunkelt's schon herauf! Wie Schwalben vorm Gewitter kreuzen pfeilschnell Tartaren einzeln übers stille Feld. Ha, wie sie nun aus Wald und Hecken brechen hoch überm Kopf die blanken Lanzen schwingend! Wie bunte Pfeile überm bunten Plan schwirrt's her und hin, daß mir die Augen flimmern."

„Dann zündet die Stadt an!" befahl Plauen.

„Hab' Erbarmen, Herr," rief der Bürgermeister aufs Knie fallend, „hab' Erbarmen; zertrümmre nicht in raschem Augenblick, was viele Jahrhunderte liebend aufgerichtet."

„Steht auf, Bürgermeister," sagte Plauen mild

„Kniet nur vor Gott, damit er Euch erleuchte. Kann ich anders, soll ich draußen dem polnischen Adler ein Nest vor dem eignen Thor bereiten?“ —

Hoch loderten und zuckten nun die Flammen empor, und in wenigen Stunden war die Stadt in einen glühenden Aschenhaufen zusammengesunken, aus dem nur das Rathaus und die Hauptkirche unversehrt hervorragten. Sie hatten mit ihren kräftigen Mauern dem Feuer Trotz geboten und verkünden noch heute in stummer und doch beredter Sprache die Geschichte jener blutigen Vergangenheit.

Sieben volle Tage hatte Jagello gebraucht, um von den blutigen Gefilden Tannenbergs bis vor die Marienburg zu gelangen, trotzdem nur eine Entfernung von zehn Meilen in grader Linie zwischen beiden Orten liegt. Damit hatte er Plauen Zeit gelassen in rastloser Thätigkeit für die Verproviantierung der Feste zu sorgen und soviel Verteidiger als immer möglich heranzuziehen. Nur wenige Stunden Schlafs gönnte er sich, denn überall schien er und sein Rat notwendig.

Endlich umschloß Jagello mit seinen Heerhaufen die Burg. Rings um dieselbe, sah man die polnischen Fahnen Verderben drohend einherwehen und der Geschütze eherner Mund bedrohte die Mauern. Aber Plauen, der von den Zinnen der Burg die Maßnahme des Feindes täglich beobachtete, zagte nicht. Ihm war vorläufig in einem in aller Eile abgehaltenen Kapitel bis zur neuen Meisterwahl die höchste Macht unter dem Titel: „Des Ordens Statthalter“ verliehen. Mit klugen

Feldherrngeiste vertheilte er die Verteidiger auf alle bedrohten Posten des belagerten Schlosses und beseelte seine Scharen durch Wort und Beispiel mit dem kühnen, unerschütterlichen Heldenmute, der in seiner eigenen Brust wohnte.

Wohl krachten und dröhnten die Mauern der Burg fast täglich und stündlich von den großen Wurfsteinen, die das feindliche Geschütz gegen sie schleuderte, aber sie wankten und fielen nicht, als wären auch sie von dem Mute ihres ritterlichen Verteidigers belebt gewesen. Fast täglich machte ein Teil der Verteidiger Ausfälle, und nie kehrten sie zurück, ohne Schrecken und Tod im polnischen Lager verbreitet zu haben.

Schon wochenlang dauerte die Belagerung, und noch hatte Jagello auch nicht einen einzigen Graben der ganzen Burg gewonnen. Doch Plauen sah mit besorgten Blicken, wie der Mundvorrat im Schlosse täglich abnahm und nicht mehr auf lange Zeit hinreichen konnte, die Besatzung zu speisen. Und mehr als diese Besorgnis ging dem edlen Ritter des Landes Not und Drangsal zu Herzen. Denn so weit seine Augen von den Zinnen des Schlosses reichen konnten, sah er die Umgegend verherrt von den wilden Schwärmen der Feinde, denen Jagello jeden Frevel an den unglücklichen Landleuten erlaubte. Immer war der Himmel von brennenden Dörfern gerötet und das geängstete Volk wußte vor dem raub- und mordgierigen Gesindel keine Freistatt mehr zu finden.

Solchen Jammer konnte Plauen nicht länger ertragen, deshalb beschloß er, dem Polenkönige Friedens-

vorschläge zu machen. Nachdem ihm sicheres Geleit zugesagt war, begab er sich mit stattlichem Gefolge in das Zelt des feindlichen Fürsten. So schwer es seinem edelstolzen Herzen auch fallen mochte, um des großen Zweckes willen, den er vorhatte, bezwang er sich und bat um Frieden. Doch Jagello, ebenso trotzig im Glück, als verzagt in der Gefahr, verachtete auch die vorteilhaftesten Vorschläge des Statthalters.

„Das Land ist mein", so sprach er; „erst wenn Ihr Eure Waffen abgelegt und mir die Burg übergeben habt, dann kommt und flehet meine Gnade an."

Da regte sich in Plauens Brust das tiefgekränkte Ehrgefühl. Mit blitzenden Augen rief er: „Wohlan denn, so kehren wir zurück, da Du unsere billigen Anträge verschmähst. Versöhnt ist Gottes strenges Gericht, da ich mich vergeblich vor Dir gedemütigt. Alles Blut dieses Krieges komme über Dich. Aus der Marienburg aber werde ich lebend nimmer weichen, eher wollte ich mich unter ihren Trümmern begraben; doch Gott und die heilige Jungfrau werden uns schützen!" Mit diesen Worten verließ er den König.

Inzwischen harrten die Streiter im Schlosse, noch mehr aber die darin sich befindenden Bewohner Marienburgs und der Umgegend mit Ungeduld der Rückkehr Plauens und des segensreichen Wortes „Friede", das er mitbringen sollte. Er aber kam und schilderte des Polenkönigs Stolz und Grausamkeit und entflammte alle zum Ausharren und die Streiter zu neuem Mute und zu neuen Thaten. „Gott und die hohe Himmels-

königin werden uns nicht verlassen:" so schloß er seine Ansprache.

Und als wenn eine höhere Macht des edlen Plauen Worte sofort bestätigte, ward seit jenem Tage alles anders.

Im Belagerungsheere brachen ansteckende Seuchen unter Menschen und Vieh aus, daß viele starben. Die ganze Umgegend umschwärmte und umkroch eine fürchterliche Menge Ungeziefer, welches Menschen und Tieren weder Tag noch Nacht Ruhe ließ. Auch der Mundvorrat, der anfangs unnütz vergeudet war, fing an zu fehlen und mußte mühsam von weit her herbeigeschafft werden.

Als dazu noch ein neues Ereignis eintrat, ergriff ein panischer Schrecken das ganze Belagerungsheer.

Wie schon erwähnt, befand sich in einer äußeren Mauernische an der Ostseite der Ordenskirche ein noch heute erhaltenes kolossales Marienbild in Gold, Purpur und Lasurblau. Diese Farben sind eine Art Mosaik und bestehen aus vergoldeten und gefärbten, wahrscheinlich aus Venedig stammenden Glasprismen, welche sehr künstlich in den Teig des Ganzen eingedrückt und dann mit einem Überzug bedeckt wurden. Die Madonna hat eine Länge von über sieben und das Kind, welches sie auf dem Arme hält, von fast zwei Metern. Sie trägt über einem weißen Unterkleide einen blauen, rotgefütterten Mantel, alles mit goldenen Lilien geschmückt, auf dem Haupte eine goldene Krone.

Auf dieses Bild richtete ein polnischer Büchsen-

schütze sein Gewehr; die Kugel aber that der Heiligen kein Leid — nur der Schütze — erblindete. Da war es kein Wunder, wenn in jener abergläubischen Zeit den Belagerern der Mut verging. Zeigte der Vorgang doch unzweideutig an, daß die Belagerten auf den Schutz der Heiligen zu rechnen hatten und daß sie den Belagerern zürnte.

Dazu verdoppelte Plauen seine Anstrengungen als ihm zwei frohe Botschaften zugegangen waren. Diese brachte ein alter Ordenspriester, der sich in geschickter Verkleidung glücklich durch das feindliche Heer geschlichen hatte und wohlbehalten in die Burg gelangt war. Erstens brachte er vom Könige von Ungarn einen Wechsel auf 30 000 Dukaten und die frohe Nachricht, daß derselbe schon ein Heer sammle, daß zur Befreiung des Ordens alsbald anrücken werde, und die Ermunterung, fest auszuharren, bis die Hilfe käme. Die andere Nachricht war aus Livland, von wo der dortige Ordensmarschalk meldete, daß er mit einem Hilfsheere im Anzuge sei.

Und so frischen Mut und so lauten Jubel erregten diese Nachrichten in der Burg, daß man deshalb „posaunen und pfeifen" ließ, wie eine alte Chronik berichtet.

Auch empfanden die Polen bald, welch ein neuer Kampfesmut unter die Belagerten gekommen; denn mit doppelter Kühnheit fielen sie nun täglich aus „und hatten mit den Heiden und Polen manch ritterlich Spiel vor der Burg", also daß die Feinde sich ihrer kaum erwehren konnten und man Mühe hatte, die

Streiter aus dem Kampfe aufs Haus wieder zurückzuziehen, und die „Rennhaufen" von weiteren Einbringen in des Königs Lager zurückzuhalten, so daß Jagello einst voll Unmut ausgerufen haben soll: „Wir wähnten, sie seien von uns belagert, und siehe, sie haben uns belagert".

Als der König nun aber sah, daß mit offener Gewalt nichts auszurichten sei, da griff er nach einem Mittelchen, das in seinen Händen sich so oft bewährt, zu List und Verrat, und die passende Gelegenheit dazu sollte sich nur zu bald finden.

Kapitel 10.

Ins Gefängnis.

Mittlerweile haben wir Alf aus den Augen gelassen, und es ist Zeit, daß wir uns nach ihm umsehen. Er war mit Plauen aus Schwetz in die Marienburg gekommen und in sein altes Kämmerchen einquartiert. Bei der fieberhaften Thätigkeit Plauens aber, die Marienburg in Verteidigungszustand zu setzen, Proviant zu beschaffen, Söldner heranzuziehen und die flüchtigen Bewohner der umliegenden Ortschaften unterzubringen, war es natürlich, daß er auf das Thun und Treiben seines Dieners wenig achtete. Seine Bedürfnisse waren auch so gering, daß er des Dieners eigentlich nicht bedurfte.

Da hatte denn Alf Zeit genug, sich nach eigenem

Ermessen umherzutummeln. Im Schlosse kannte er jeden Winkel. Da war er denn bald bei den Söldnern, wo er Bekanntschaften anknüpfte, bald auf den Zinnen der Burg, wo er die anrückenden Polen beobachtete, bald in den Kellern und Gemächern, wo die Flüchtlinge untergebracht waren.

Unter den letzteren fielen ihm besonders eine Frau mit ihrer Tochter auf; diese kamen ihm so bekannt vor, und er strengte sein Gehirn an, zu ergründen, wo er denselben schon begegnet sein mochte. Diese selbst standen unter der Obhut eines ältlichen Bauers und schienen ziemlich unzugänglich zu sein. Aber bald hatte er es mit seiner Schlauheit herausgebracht, daß es die Wittwe des reichen Thomas aus Lichtenau mit ihrer Tochter sei, jenes Thomas, der auf dem Blutgerüste geendet hatte. Der Begleiter aber sei ein entfernter Verwandter, welcher bisher als Hofmeister der Ackerwirtschaft der Wittwe vorgestanden und sich zugleich eifrig um ihre Hand bemüht hatte.

Als der Krieg auszubrechen drohte, war es ihnen gelungen, den Bauernhof noch gut zu verkaufen, und nun hatten sie mit Anna, der Tochter, im Schlosse Zuflucht gesucht und gefunden.

Anna war ein schmuckes Mägdelein von etwa 18 Jahren und dazu eine reiche Erbin. Alfs Sinn aber stand schon lange nach Geld und Gut, wie wär's, wenn er hier durch die Hand des Mädchens zugleich ein reicher Mann würde! Wie malte er sich das schon so schön aus und baute die glänzendsten Luftschlösser.

Aber er war auch praktisch und mußte nun zu-

erst suchen, dort bekannt und unentbehrlich zu werden. Darum versuchte er sich zuerst dem alten Bauersmann zu nähern. Doch der Bauer ist von Natur sehr mißtrauisch. Aber Alf erschien so uneigennützig, so treuherzig, daß der Alte ihm wirklich einiges Zutrauen schenkte und ihm einen Wunsch aussprach. Das Räumchen in dem sich die Frauen befanden, sagte denselben nämlich gar nicht zu, noch weniger die Gesellschaft darin, und da dachte denn der Alte durch Alfs Vermittelung sich bei den Frauen Gunst zu erwerben. Er bat ihn, doch für einen besseren Aufenthalt zu sorgen.

Alf ging bereitwillig darauf ein. Er ermittelte in einem der Nebenräume eine helle Kammer, die ein Beamter inne gehabt hatte. Dieser war von einem Ausfalle nicht zurückgekehrt und Alf sorgte, daß sie der Witwe Thomas eingeräumt wurde. Doch nicht dem Alten teilte er das Ergebnis seiner Fürsorge mit, sondern er ging zu den Frauen selbst und erzählte, wie er sie kenne und weil er doch in seiner Jugend manche Wohlthat von ihnen genossen, so habe er aus Dankbarkeit und alter Anhänglichkeit ihnen ein Stübchen besorgt, wo sie allein und vor allen Zudringlichkeiten geschützt wären.

Die Frauen waren sehr dankbar und noch an demselben Abend wurde der Umzug ins Werk gesetzt. Alf half thätig mit und trug auch mit dem Alten eine schwere Kiste hinüber. Nicht mit Unrecht sagte er sich, daß diese das Geld mit dem Kaufschillinge des Grundstückes enthielt. Er betrachtete sie scheu von

allen Seiten und dünkte sich schon Eigentümer dieser Reichtümer, die ihm gewiß nicht entgehen sollten.

Ein Zug der Freude ging über sein Gesicht, als die Frauen ihn aus Dankbarkeit einluden, doch öfter ihr Gast zu sein, und ihnen Nachricht zu bringen, wie es mit dem Kampfe stände. Aber das Mißtrauen des Alten war aufs neue erwacht und er nahm sich vor, dem bösen Pruß wohl aufzupassen.

Von nun ab finden wir Alf täglich bei den guten Leuten. Er wußte sich unentbehrlich zu machen, bald brachte er Nachricht von den Polen, bald von der Hoffnung Plauens; und manch Stücklein aus des Ordens Vorratskammern fand sich in der Küche der Lichtenauer Witwe ein. Auch Anna war stets freundlich gegen ihn, und er lebte sich immer tiefer in den Gedanken hinein, der Erbe jener Kiste und der Mann der schönen Anna zu werden.

Dieser Gedanke hinderte Alf etwas gegen den Orden zu unternehmen und dem Polenkönige Spionendienste zu leisten; dazu scheute er auch die Gefahr und hier winkte ihm der Erfolg.

Aber doch hinderte ihn der Gedanke nicht, noch andern Lüsten nachzugehen, dem Becher und dem Würfelspiel.

Zwar hatte Plauen verboten, daß des Nachts Zechgelage gehalten und dem Würfelspiele gefröhnt werde. Dieser Befehl aber wurde nicht ganz strenge durchgeführt und beobachtet, denn man pflegte wohl den Kriegsknechten, wenn sie es nicht zu arg trieben, durch die Finger zu sehen, um sie bei guter Laune

zu erhalten, namentlich auch, wenn es statt des Soldes nur Versprechungen auf bessere Zeiten auszuteilen gab.

Da fand sich denn in des Schlosses Gewölben noch mancher Winkel, wo es für gutes Geld noch einen guten Trunk gab und wo die Würfel auf der Trommel lustig rollten. Dorthin zog es Alf auch, und manche Nacht fand ihn hier bei Wein und Spiel.

Allmählich aber wurde Knapphans im Ordenshaupthause Küchen- und Kellermeister, die Portionen wurden kleiner und schlechter. In der Küche seines Herrn gab es auch nichts Besonderes, denn Plauen erlaubte sich nichts, was nicht auch der gemeinste Söldner erhielt. Das ist's aber auch, was dem Feldherrn die Liebe seines Heeres im höchsten Grade erwirbt, wenn der Soldat sieht, der Feldherr hat nichts voraus, als die Sorge ums Ganze. Das war's, was auch Alexander dem Großen seine Siege brachte, das er den einzigen Labetrunk, der zu haben war, nicht für sich haben wollte, sondern in den Sand goß, um mitzudürsten, wo alles dürstete.

Alf freilich konnte sich zu solcher Höhe der Anschauung nicht aufschwingen. Wenn er nur hatte, was kümmerten ihn die andern!

Daher war es ihm gar recht, daß es in dem Stübchen der Lichtenauer einen Talisman gab, der volle Schüsseln hervorzuzaubern verstand. Dieser Talisman hieß Gold.

Ja, Gold, dieser Gott der Erde, er vermochte auch im belagerten Schlosse noch volle Schüsseln, ja Leckerbissen auf den Tisch zu zaubern. Alf kannte die

Quellen und so sahen wir ihn denn fleißig im Dunkel des Abends Vorräte in die kleine Küche der Thomasleute befördern. Ja, häufig konnte er das empfangene Geld in der Tasche für sein nächtliches Würfelspiel behalten und die Vorräte brachte er doch.

Wie er das anfing, war sein Geheimnis.

In dem Kämmerchen war er aber ein unentbehrlicher Helfer geworden, dem man nicht zeigen durfte, daß man ihn nur brauchte und duldete, weil man seiner bedurfte. Denn weder der alte Bauer noch die reiche Witwe sahen ihn allzugern; nur Anna in ihrer Unschuld war dem schmucken Burschen wohl gewogen, so daß er sich in die lieblichste Sicherheit wiegte.

Es war am Abende jenes Tages, als der alte Ordenspriester die willkommenen Nachrichten in die Burg gebracht hatte. Plauen bewilligte doppelte Portionen, und alles jubelte und freute sich.

Diese allgemeine Freude gedachte Alf zu nutzen, um sich das Jawort zu holen. Freudestrahlend kam er und erzählte die Botschaften des alten Priesters. Nun werde bald alle Not ein Ende haben, die Polen abziehen, und sie alle befreit sein. Die frohe Stimmung, die er durch diese Nachricht hervorrief, benutzte er nun, seine Werbung um Annas Hand anzubringen.

Aber es war ihm, als sei er aus seinen erträumten Himmeln allen gefallen, als er nur einem höhnischen Gelächter und einer erniedrigenden Abweisung begegnete. Er hatte vergessen mit echtem Bauernstolze zu rechnen.

„Was denkt der Lump," stieß der alte Bauer zornig hervor, „der Knecht will unsre Anna freien?

Oho, Bürschchen, das gefiele Dir wohl, sich so ins warme Nest zu setzen!

„Dacht ich's doch gleich, der Bube wollte sich nur unsres Geldes wegen einschmeicheln. Ich habe ihm nie getraut. Nun ist's am Tage, was er will. Ein Wort noch und ich werfe ihn zur Thüre hinaus!"

„Ruhig, Vetter," sagte die Baucrsfrau, die sich während des stürmenden Gepolters des Alten gesammelt und von der ersten Überraschung erholt hatte. „Ruhig, sag ich. Ich bin die Mutter, und zu mir hat der Herr Alf gesprochen. Ja, es ist richtig, wir sind ihm vielen Dank schuldig und es wäre nicht recht gedacht, wenn wir ihn so ohne weiteres abweisen wollten. Aber, Herr Alf, es giebt ein Sprichwort, das heißt: „Nur gleich und gleich gesellt sich gern!" und ein anderes sagt: „Arm und reich giebt eine schlechte Eh'!" So will ich denn einen Vorschlag machen, den mag sich Herr Alf überlegen. Meine Anna hat hier vorläufig dreitausend baare Dukaten, die sie ihrem Manne mitbringt. Wenn der Herr Alf nun auch dreitausend Dukaten wird aufweisen können, dann soll er mir als Schwiegersohn willkommen sein, anders aber schlage er sich nur die Anna aus dem Sinn.

„Und damit er sieht, daß wir keine undankbaren Leute sind, hier hat er, Herr Alf, zehn blanke Dukaten für seine Mühe. Und nun bitte ich, verlasse er uns und komme er nicht wieder, bis er die Dreitausend in der Tasche hat."

Alf war wie betäubt. Das hatte er nicht erwartet. Ehe er recht zur Besinnung kam hatte er die

Gb89.

zehn Dukaten in der Tasche und war von dem alten Bauer vor die Thür geschoben.

Da stand er nun auf dem dunkeln Schloßhofe; Scham, Wut, Rache im Herzen.

„Ha! ihr sollt mich kennen lernen; nicht umsonst sollt ihr den armen Alf verhöhnt haben, ihr nichtsnutziges Bauerngesindel", knirschte er zwischen den Zähnen. „Euch will ich's eintränken!"

Nach kurzem Besinnen taumelte der so aus allen Himmeln Gefallene wie ein Trunkener weiter; wie ein Träumender betrat er seine Kammer. Dreitausend Dukaten! er, der nicht drei Groschen sein nannte. Und noch immer sah er den alten Bauern in seiner Wut, und hörte die höhnischen Worte der Bauerfrau und sah Anna im Winkel sitzen und weinen. Er hatte sie wirklich lieb gehabt. Aber nun war alles verflogen. Da fuhr er unwillkürlich mit der Hand in die Tasche, es klimpecte, da waren richtig zehn Dukaten,

Da that er, was schon manch Einer zu seinem Unglück gethan hat, er suchte für sein stürmisches Blut Kühlung in Trunk und Spiel, nicht bedenkend, daß es damit noch mehr erregt wird und zu bösen Thaten treibt.

Wo heute die Becher lustig kreisen und die Würfel rollen würden, wußte er wohl. Geld hatte er in der Tasche, Wut im Herzen, so war die rechte Stimmung da.

„Guten Abend, Alf," tönte es ihm von allen Seiten entgegen, als er in die Zelle trat, wo ein alter

Marienburger Wirt eine Schenke hielt. „Hast Dich ja solange nicht sehen lassen, war's Geld alle geworden?"

„Ich weiß besser," rief ein anderer, „er ist verliebt und girrt nach dem Liebchen wie ein Täuberich."

„Dann wird er begossen werden wie ein Kater," rief ein Dritter, „denn wer sich mit Weibern abgiebt, der hat Unglück!"

„Seid ruhig," lachte Alf, „Ihr habt alle nicht das Richtige getroffen. Ich bin nicht arm, denn seht, hier habe ich Geld; ich bin auch nicht verliebt, aber — hört, ich habe Durst. Herr Wirt, hier sind drei Dukaten, dafür schafft Wein her, und wenn es Euer letzter ist."

„Hoch, Alf lebe hoch!" fiel der Chorus ein.

„Und zum Wein gehört Spiel — die Würfel her!" schrie Alf.

Die Würfel kamen und das Gelage nahm seinen Anfang. Zuerst ging alles gut. Als aber der Wein begann in den Köpfen zu rumoren und als Alf das letzte Goldstück setzte, da war es auch mit Ruhe und Frieden vorbei.

Alf faßte den Würfelbecher und warf, nach der Sitte der Zeit mit zwei Würfeln.

„Elf Augen!"

Der andere nahm den Becher, schüttelte und warf.

„Zwölf!"

Da sprang Alf auf und schrie mit lallenden Lippen: „Du Schuft hast betrogen!" und packte den Söldner.

Eine allgemeine Rauferei begann, denn die Anwesenden waren in zwei Parteien gespalten.

Da packte eine geübte Hand dem, der zuletzt geworfen hatte, in die Tasche und brachte einen dritten Würfel zum Vorschein.

„Ha, falsche Würfel! Der Hund muß sterben! Nieder mit ihm! Ruft die Wache!" So schallte und lärmte es durcheinander. Auch gezückte Schwerter blitzten schon in einigen Händen und Alf hatte einen langen Dolch gezückt, jeden Augenblick bereit, sich auf den Betrüger zu stürzen, nur zwei der besonnensten und nüchternsten Söldner hielten ihn noch.

„Was ist's! Friede hier!" ertönte plötzlich eine Stimme.

„Ha! der Statthalter!"

Ja, Plauen war es. Der frühe Morgen schon hatte ihn munter gefunden, und obgleich sich nicht gestärkt und wohl fühlend, warf er sich doch in die Rüstung um die Wachen zu inspizieren und dann auf die Zinne zu steigen, um den Feind zu beobachten. Zum ersten Male seit der Belagerung lenkte er jetzt seine Schritte zu Alfs Zelle, damit derselbe ihm ein Glas heißen Weins mit Zimmetrinde bereite, das er fände, wenn er wiederkäme.

Alfs Zelle war leer.

Auf dem Schloßhofe hörte Plauen das wüste Geschrei; dem Schalle nach lenkte er seine Schritte und stand so unverhofft vor der raufenden Gesellschaft.

„Noch einmal: Friede!" sagte Plauen.

Es wurde lautlos still im Gemach.

Das böse Gewissen sagte allen, daß das Strafgericht jetzt hereinbrechen müsse.

„Wirt, sprich, was ist hier geschehen?" fragte Plauen.

Der Wirt berichtete die Wahrheit, wenn er sich auch bemühte, alles in milderem Lichte erscheinen zu lassen.

Das Auge Plauens, das sonst nur ernst dreinschaute, aber so mild und sanft blicken konnte, jetzt blitzte es im Unmut auf.

„Ihr wußtet, daß das Würfelspiel verboten ist — ihr habt's dennoch gethan; aber Ihr wußtet, daß bei Todesstrafe verboten ist, hier die Waffe gegen seine Brüder zu erheben — das habt Ihr gethan, Ihr seid des Todes schuldig!"

„Gnade, Gnade!" riefen alle, auf die Knie sinkend.

Plauen überschaute das Bild; sein mildes Herz begann wieder sein Recht zu beanspruchen. Als er Alf sah, ward er traurig.

„Noch keines Menschen Seele als ich allein," begann Plauen, „weiß, was hier vorgefallen ist. So will ich denn nicht den strengen Buchstaben des Gesetzes walten lassen.

„Du — zum Wirt gewendet — wirst morgen vor das Thor geführt und aus dem Schlosse gejagt; magst Du Deine Lasterhöhle bei den Polen eröffnen.

„Du — zu dem Falschspieler — bist nicht wert unter ehrenhaften Männern zu fechten. Der Büttel soll den Betrüger mit Ruten streichen und in den Turm werfen.

„Ihr — zu den übrigen Söldnern — Ihr werdet bei dem nächsten Ausfall den Vortanz machen und Eure

Scharte im Polenblute waschen. Wollt Ihr?" - „Ja Herr!" ertönte es wie aus einem Munde.

„Und nun zu Dir, Alf. Das hat meinem Herzen am meisten weh gethan, daß ich Dich hier in dieser Lasterhöhle bei diesen Gesellen treffen muß. Schämst Du Dich nicht bis in den tiefsten Grund Deiner Seele! Du, den ich erzogen, der meines Herzens Wünsche am besten kennen muß, der den andern ein Beispiel sein sollte, Alf, Du thust mir weh. Zunächst wird Dich drei Tage Einsamkeit im Burgverließ auf andre Gedanken kommen lassen. Dann wirst Du Deine weitere Bestimmung erfahren. Die heilige Jungfrau erleuchte Dein Herz und schenke Dir göttliche Reue."

Indes hörte man draußen die Tritte der ablösenden Wache. Plauens Befehle wurden vollführt. Der Profoß holte Alf und führte ihn ins Burgverließ, hinter ihm klirrten die Riegel.

Kapitel 11.

Der Verrat.

Es war kein schönes Lager im Burgverließ. Nicht einmal Stroh, denn dessen bedurfte man für die Tiere, Pferde und Schlachtvieh. Wer in das Burgverließ kam, mußte auf feuchtem Boden liegen.

Auch Alf warf sich hin, unfähig zu denken. Vom Rausch übernahm ihn bald der Schlaf. Als er erwachte fror ihn. Er sprang auf — welche Zeit war es? Er wußte es nicht und aus der schmalen Luke hoch über

ihm dämmerte es nur ganz leicht in die finstere Höhle. Nach geräumiger Zeit, als er, um sich zu erwärmen, eilig hin und her gelaufen war, klappte in der Thür ein Fenster, stumm reichte der Schließer ein Stück schwarzes Brot und einen mächtigen Krug Wasser hinein. Stumm schloß er das Fenster. Schnell erfaßte Alf den Krug und leerte ihn fast bis zur Neige, so durstig war er gewesen. Dann benetzte er sich den Kopf, der brannte fürchterlich. Nun wurde ihm etwas wohler und er fing an, über das Erlebte nachzudenken.

Scham und Wut überkamen ihn. Wie war er erniedrigt und gedemütigt worden!

Zuerst von dem alten Bauer. „Ha," murmelte er, unwillkürlich seine Gedanken laut werden lassend, „Du alter pies!" Er bediente sich hier in seiner Wut seiner Muttersprache, in welcher pies soviel wie Hund heißt. „Du alter pies sollst es empfinden, was das heißt, den Alf beleidigen, den Alf zur Thüre hinauswerfen. Wie ein Wurm sollst Du Dich noch zu meinen Füßen krümmen.

„Und wie höhnisch der alte Drache von Bauernweibe mir meine Armut vorhielt! Dreitausend Dukaten soll ich aufweisen. Aber wenn ich sie aufzeigen werde, dann sollt Ihr mich auf den Knieen bitten, Eure Bettelbirne zu heiraten und ich will's nicht thun."

„Und auch Du, Herr Ritter, sollst des Alf gedenken! Ha, diese Schmach, hier im Turm, bei Kröten und Schlangen. Wartet, ich will diese Schmach in Eurem Blute abwaschen, das schwöre ich bei Perkunos!

Diese hochmütigen, tugendreichen, scheinheiligen Weißmäntel sollen den Alf kennen lernen!"

So redete und dachte er sich immer tiefer in Zorn und Wut hinein. Aber die engen Grenzen und die dicken Mauern seines Kerkers setzten jedem Ausbruch seines Grimmes ein Ziel. Nach und nach wurde er ruhiger. Aber der Gedanke an Rache blieb haften und nahm jetzt sein ganzes Denken in Anspruch und beherrschte ihn ganz.

Stunde auf Stunde verrann und unbeweglich stand Alf und starrte zur Decke, als sollten die unheilvollen Pläne von dort oben kommen.

Aber die Arbeit seines Gehirnes schien nicht vergeblich. Wer ihn beobachtet hätte, würde bemerkt haben, wie sein Gesicht einen immer mehr befriedigten Ausdruck annahm. Er hatte einen Weg gefunden, der seiner rachdürstigen Seele Genugthuung verschaffen sollte.

„Ja, so wird's gehen," murmelte er. „Jagello muß, Jagello wird mir helfen. O wäre es erst übermorgen!"

Auch das kam. Die Schlüssel klirrten, die Thür der Zelle öffnete sich und ließ den Gefangenen wieder die goldene Freiheit genießen. Er hatte sich seinen Plan bis in die einzelnen Teile zurechtgelegt. Mit demütiger Miene, als thäten ihm alle seine Sünden und Fehler herzlich leid, richtete er seine Schritte zum Gemache des Statthalters, der um diese Zeit dort zu sein pflegte.

Niemand hinderte ihn.

Er betrat Plauens Gemach und bat mit zerknirschten Worten um Verzeihung.

Mit ernster Stimme begann Plauen:

„Mein lieber Alf! Sieh, als Du nicht wußtest, wohin Du Deine Füße setzen solltest, als Du ein verlassenes und verachtetes Kind warst, dem niemand eine Mahlzeit reichen wollte, da nahm ich Dich zu mir, der ich einsam auf dieser Welt stehe, der ich nicht Weib und Kind haben darf, für die ich sorge Tag und Nacht, der ich selbst in diesem Lande ein Fremdling bin, der nur seinen Rittermantel und sein Schwert haben und lieben darf. Und da das Menschenherz so gerne an etwas hängt, so gerne einen Gegenstand hat, auf das es den ganzen Reichtum der Liebe überträgt, den Gott der Herr in dasselbe gelegt hat, so habe ich Dich in mein Herz geschlossen, und Dir nicht nur Speise und Trank gereicht, sondern auch Dich unterwiesen in ritterlichen Künsten und versucht Dein Herz der heiligen Religion zugänglich zu machen. Aber sieh, so leicht Du die Künste der Welt begriffest, so wenig wollte Dein Herz in die Gemeinschaft des Höchsten treten. Mit herzlicher Betrübnis habe ich Dich beobachtet, wo Du es nicht wähntest, und bemerkt, wie Dein Herz den Lüsten der Welt sich zuneigte und wie eine unersättliche Gier nach irdischem Besitz, nach Reichtum und Geld Dir innewohnt. Alf, mein Sohn, wenn Du Gott hast, so hast Du genug. Wohlan, ich will Dir glauben und vertrauen, ich will Dich wieder in Deine frühere Stellung eintreten lassen, wenn diese Tage heilsamen Nachdenkens Dein Herz gebessert haben. Und wenn

die hohe Himmelskönigin dem Orden wieder von seinen Feinden geholfen hat, dann will ich Dir auch Deinen eigenen Herd bereiten, Du sollst Dir unter den Töchtern des Landes ein Weib suchen und in meiner Nähe, unter meinem Schutze von meinem Brote leben. Gehe hin in Frieden!"

Alf beugte sich über die dargereichte Hand des Statthalters und drückte einen Kuß darauf. Es war ein Judaskuß.

„Das fehlte noch," murmelte er vor sich hin, als er das Gemach Plauens verließ, „für so ein Hundeleben bin ich nicht geboren, ich will reich werden und nicht dienen, ich will gebieten und bedient werden!"

In den nächsten Tagen verrichtete Alf seine dienstlichen Obliegenheiten wie gewöhnlich, nur stiller und scheinbar in sich gekehrter, was der Statthalter als ein gutes Zeichen dafür ansah, daß er Reue fühle. Förmlich überrascht aber wurde er, als eines Abends Alf zu ihm trat, und ihn folgendermaßen anredete:

„Gestrenger Herr! verzeiht, wenn ich mich mit einer Bitte zu Euch nahe. Ich weiß, daß in dieser Nacht wieder ein Ausfall gegen die Polen stattfindet. Da habe ich denn in Anbetracht Eurer Worte beschlossen, so Ihr erlaubt, dieses Mal mit dabei zu sein und die Polen auch meines Armes Kraft fühlen zu lassen. Ich will mein Unrecht wieder gut machen. Gestattet es, gestrenger Herr!"

„Gerne, von Herzen gerne, mein lieber Alf," antwortete Plauen, dem die Feigheit und Teilnahmlosigkeit seines Dieners längst mißfallen hatte. „Du

erfreust mich aufrichtig, und ich wünsche Dir glückliche Rückkehr!"

So sehen wir denn in der Mitternachtsstunde, als sich der Ausfallhaufe vor dem innern Burgthor aufstellte, Alf mit Schwert und Schlachtkeule ausgerüstet, mitten darunter.

„Brav, lieber Alf, brav von Dir!" lobte der Statthalter, der den Haufen ordnete. „Und nun leise das Thor auf, und vorwärts."

Der Haufe stürmte los und Alf mit.

Folgen wir ihm.

Kaum war man im Dunkel der Nacht mit den Polen im Handgemenge, als Alf, eben geschützt durch dieses Dunkel, etwas zurückblieb, seine Waffen wegwarf und im Bogen seitwärts vom Gedränge sich dem polnischen Lager zuwandte.

Eilig schritt er vorwärts, bis er an eine Schildwache kam.

„Halt, wer da?" rief ihn diese an.

„Gut Freund; Überläufer aus der Burg!" antwortete Alf.

Die Schildwache nahm ihn gefangen und führte ihn bei der nächsten Ablösung der Hauptwache zu. Der Hauptmann der Wache versuchte ihn auszuforschen, wie es in der Burg stände, ob man sehr verzagt sei, ob sie dort noch viele Lebensmittel hätten und was ihm sonst wichtig schien.

Aber Alf war nicht gewillt, seine Absicht vor einem einfachen Hauptmann darzulegen, sondern er verlangte

vor den König geführt zu werden, dem wolle und könne er sehr wichtige Mitteilungen machen.

Der Hauptmann nahm ihn also in Verwahrung und Alf warf sich auf ein Bund Stroh, den Morgen zu erwarten.

Als man dem Könige Jagello meldete, es sei ein Überläufer aus der Burg da, der da verlange, ihn zu sprechen, ließ er Alf vor sich führen. Er war nicht wenig erstaunt, als er Alf erkannte.

„Wir glaubten Dich längst tot," redete ihn der König an, als Alf mit stummer Verbeugung eintrat. „Da Du aber lebst, so wirst Du Dich rechtfertigen müssen, daß Du für unsere Sache, die die Sache unserer heiligen Götter und auch zugleich Deine Sache ist, bisher nichts gethan hast. Sag' an, was hat Dich gehindert?"

Alf sah wohl ein, daß er hier mit der Wahrheit seinen Zweck nicht erreichen würde, den König für seine Pläne günstig zu stimmen. Er hatte diesen Fall auch vorgesehen, und sich ein feines Märchen zurechtgedacht, das er nun dem Könige auch auftischte.

Er erzählte, wie er bei Plauen verdächtigt worden sei, ein Spion der Polen zu sein; daß ihn Plauen dann habe in das Gefängnis werfen lassen und daß er daraus nun entflohen sei. Aber zwei Tage und Nächte habe er sich in den nur ihm bekannten Schlupfwinkeln des Schlosses verbergen müssen, ehe es ihm geglückt sei, in der nächtlichen Dunkelheit mit dem Ausfallhaufen zu entkommen. „Und nun bin ich hier," so schloß Alf

seine Erzählung, „um Eure Majestät die Burg in die Hand zu liefern.“

Freude leuchtete aus des Königs Augen, wie seit Wochen nicht, denn er war täglich verdrießlicher geworden, daß er auch gar keine Erfolge gegen die Feste zu verzeichnen hatte, und schon den Gedanken einer Aufhebung der Belagerung in Erwägung gezogen hatte. Und nun trat plötzlich die Wahrscheinlichkeit heran, die Burg sicher zu gewinnen. Doch ein Schelm mißtraut immer dem andern. Zunächst versuchte er Alfs Verdienst im voraus abzuschwächen, und meinte, die Burg ist ohnehin bald unser, denn der Hunger wird sie in den nächsten Tagen zwingen, sich uns zu ergeben.

„Ihr irrt, Herr König,“ erwiderte Alf. „Es sind noch Lebensmittel genug in der Burg und es wird sparsam damit hausgehalten.“ Und dann erzählte er von den guten Nachrichten, die in die Burg gedrungen waren, wie die alle Krieger mit neuem Mut und frischer Hoffnung belebt hätten.

Jagello wußte nur zu gut, daß Alfs Urteil ein ganz richtiges war. Daher wurde er immer ungeduldiger, den Vorschlag zu hören, der ihn in den Besitz der Burg setzen und zum Herrn des Landes machen sollte. Er ermunterte ihn also und sagte: „So laß denn Deinen Plan hören. Bringt er uns in den Besitz der Burg, so soll Dir königliche Belohnung zuteil werden!“

„So will ich denn,“ antwortete Alf, „Eurer Majestät meinen Vorschlag und meine Bedingungen unterbreiten, und danach wollt Ihr gnädigst über deren Annahme oder Ablehnung beschließen.“

„Eure Majestät haben gewiß schon von dem berühmten und prachtvollen Saal in der Hochmeisterwohnung, dem sogenannten Remter, gehört. Er ist von jeher der Stolz der Ritter gewesen und wird als ihr Versammlungs- und Speisesaal bei festlichen Gelegenheiten benutzt. Er ist wohl 12 Meter lang, ebenso breit und gegen 8 Meter hoch. Da wurden immer die fremden Fürsten oder deren Gesandte empfangen und die glänzenden Bankette gefeiert, wovon der große Kamin und der mächtige marmorne Schenktisch noch heute Zeugnis geben Zehn hohe und breite Fenster hat der Saal, die eine so wundervolle Aussicht auf die vorbeifließende Nogat und die dahinter liegenden fruchtbaren Werder gewährten und jetzt auf Euer Majestät Feldlager blicken lassen. Der Saal ist so gebaut, daß die symmetrisch niedergehenden Bogen der Wölbung auf einem einzigen frei in der Mitte stehenden, achteckigen Granitpfeiler ruhen, dessen Schaft nur 40 Zentimeter im Durchmesser hält. Da nun alle Räume von den Söldnern und den in die Burg genommenen Bewohnern Marienburgs und der Umgegend in Anspruch genommen sind, so speist jetzt täglich der Ordensstatthalter mit sämtlichen Rittern und Hauptleuten darin zu Mittag. Nun mache ich Eurer Majestät diesen Vorschlag. Ich kehre wieder in die Burg zurück und gebe an, daß ich gefangen genommen war und entflohen bin. Dann werde ich wieder in meinen alten Dienst zurückkehren, auch bei Tische aufwarten. Wenn nun Ihr, Herr König, auf dem andern Nogatufer eine Kanone aufstellen lassen wolltet und einen tüchtigen Geschütz-

meister dazu, der dieselbe wohl zu richten weiß, so will ich von heute ab am dritten Tage eine rote polnische Mütze wohl ohne alles Aufsehen an das Fenster, welches dem Pfeiler gerade gegenüber liegt, aufhängen. Nach ihr zielt der Büchsenmeister, die Kugel zerschmettert den Pfeiler, das Gewölbe stürzt ein und begräbt unter seinen Trümmern den Statthalter und sämtliche Ritter und — die Burg ist Euer!"

„Das ist ja ein Vorschlag der sich hören läßt! Wahrlich, Alf, man muß Dir übel mitgespielt haben, wenn Dir die Götter solchen Racheplan eingeben konnten. Er findet unsere völlige Billigung. Nun aber sage an, was dingst Du Dir denn für eine Belohnung aus? Oder willst Du es ganz in unsere königlichen Hände legen, was Dir werden soll?"

Alfs Vorsatz, was er als Lohn für seine schurkische Verräterei fordern wollte, war längst gefaßt.

„Dreitausend blanke Dukaten, Majestät!" sagte er keck, müssen mir werden. Weiter verlange ich nichts."

„Freund," erwiderte der König, „der König von Polen und Herzog von Litauen verspricht Dir fünftausend ungarische Dukaten, wenn der Streich glückt und die Burg in unsere Hände fällt. Nun eile, und übermorgen sei der Tag."

Alf ging. Ob er wohl das Sprichwort kannte:

„Wer mehr, als man verlangt, verspricht,
Ist Dummkopf oder Bösewicht."

Im Dunkel des Abends langte Alf wieder in der Marienburg an. Er pochte und das Pförtlein ward ihm geöffnet. Er wußte so schlau zu erzählen, wie er

auf die Polen eingehauen und dabei gar nicht darauf geachtet habe, wie er vom großen Haufen abgekommen sei. Da mit einemmal war er umzingelt und gefangen. Auch vor den König sei er geführt. Der habe ihn wollen ausfragen, aber er habe ihm nichts erzählt, als daß man in der Burg ganz guter Dinge sei. Nun sei er wieder entflohen.

Plauen ahnte nichts Böses. Er lobte Alfs Schlauheit und hieß ihn, seine Dienste wieder aufnehmen.

Der dritte Tag erschien. Als es Mittagszeit war, versammelten sich sämtliche Ritter und Hauptleute im Remter zur Tafel und zugleich zum täglichen Kriegsrat. Unüberlegte Beschlüsse zu fassen, weil die Köpfe vom Weine erhitzt waren, durfte man nicht befürchten, denn kein anderes Getränk wurde in der belagerten Feste über den marmornen Schenktisch verabreicht als das silberklare Wasser des durch alle Stockwerke reichenden Schloßbrunnens. Der wenige, noch vorhandene Wein wurde nur an Kranke und Verwundete verabfolgt.

Auch der Speisegänge gab es nicht viele, deshalb hatten die aufwartenden Diener hinlänglich Muße, herumzustehen und zum Fenster hinauszuschauen.

Auch Alf stand in der Fensternische des mittleren Fensters und schaute nach dem jenseitigen Nogatdamme, wo eben eine blanke Kanone aufgefahren war und sich mehrere prächtige Reiter bewegten. Rasch bog er sich vor und zog aus dem Wamms die darin verborgen gehaltene rote viereckige Polenmütze und hing sie an die längst erkorene Stelle in der Mitte des Fensters, daß sie weithin zu sehen war. Dann eilte er, als ob

er draußen etwas zu thun habe, eilig hinaus, damit nicht auch ihn das, wie er glaubte, sichere Verderben ereile.

Da — — ein Schuß donnert herüber! — — Klirrend springen die Fensterscheiben, prasselnd fallen die Stücke von der gegenüberliegenden Wand, in welche eine ungeheure Steinkugel, die den Granitpfeiler nur um wenige Zentimeter gefehlt hatte, eingeschlagen war. Das Bubenstück war mißlungen.

Entsetzt springen die Ritter auf und eilen an das Fenster, da hängt Alfs rote, wohlbekannte Mütze.

„Ha! Verrat! Verrat!" rufen sie. „Tot dem Verräter!" und hinaus stürzen sie, ihn zu fangen.

Doch er war nirgend zu finden.

In Plauens Seele aber zog ein tiefer Schatten. „Undank ist der Welt Lohn!" murmelte er, als er bleich den Saal verließ. „Wird es auch für deine andern Mühen so sein?"

Aber zum ewigen Denkmal der Schande des Verrats ließ er die Kngel, die dort heute noch zu sehen ist, in der Wand festmauern und darunter die Worte schreiben:

„Als man zelet MCCCCX jar
Dieß sag ich euch allen fürwar
Der stein ward geschossen in die wand
Hie sal er bleiben zu einem ewigen pfand."

Kapitel 12.

Plauen wird Hochmeister.

Mißmutig ritt Jagello von der Stelle, von welcher aus er die Wirkung des Schusses hatte beobachten wollen, zu seinem Zelte zurück. Als er nun auch die Hoffnung geschwunden sah, durch Verrat Herr der Burg zu werden, war es nur noch Trotz, der ihn nicht sofort die Belagerung aufheben ließ. Knirschend vor ohnmächtigem Zorn sah er sein stolzes Siegesglück an dieser einzigen Burg scheitern. Schon acht Wochen lag er davor und noch war kein Fuß breit Erde gewonnen. Als nun täglich auch im Lager der Unmut und die Unzufriedenheit wuchs, als die verheerenden Krankheiten immer mächtiger um sich griffen, als der Mangel an Nahrungsmitteln immer fühlbarer und drückender wurde, als ganze Scharen heimlich das Heer verließen, und als endlich die Nachricht von der Annäherung der Ordenshilfsheere immer gewisser wurde, da beschloß er, noch einen letzten Versuch zu machen, der ihn davor bewahren sollte, mit Schimpf und Schande von der belagerten Burg abziehen zu müssen.

Er sandte einen Herold zur Burg, der dem Statthalter den Frieden anbieten sollte. Jetzt bot Jagello dieselben Bedingungen, die er einst Plauen gegenüber so höhnisch verworfen.

Doch Plauen war ein kluger Feldherr. Wenn der übermütige Pole nun selbst den Frieden anbot, so mußte es traurig um ihn und sein Heer bestellt sein. Mit kurzer, abschlägiger Antwort sandte er den Boten zurück.

Und nunmehr nach zehnwöchentlicher Belagerung sah sich Jagello genötigt, am 19. September sein Lager abzubrechen und wie ein Geschlagener von den Mauern Marienburgs abzuziehen, an denen sich seine Macht gebrochen, wie Meereswogen an einem Felsen.

Ihm nach zog Plauen, der Marschalk von Livland und die Gebietiger des östlichen Preußens. Burg um Burg, Stadt um Stadt eroberten sie wieder aus den Händen der Polen zurück, und mit freudigem Jubel kehrten die meisten Bewohner des Landes zu den Stätten ihrer früheren Wohnsitze wieder zurück, mit unermüdlichem Fleiße beginnend aufzubauen, was des Krieges Wut ihnen zerstört.

Auch die Witwe des reichen Thomas erwarb wieder ein Besitztum und heiratete den alten Vetter; daneben aber noch ein neues für ihre Tochter Anna, welche von ihrer Zuneigung zu dem Verräter Alf längst geheilt war und einem friedlichen, fleißigen Landmanne ihre Hand reichte.

Bald war das ganze Land wieder im Besitze des Ordens, so daß sich die Gebietiger schon am 9. November im Kapitelsaale der Marienburg zur Wahl des neuen Hochmeisters versammeln konnten.

Und nur eine Stimme hörte man, daß keiner würdiger sei, als der edle, hochherzige Ritter in der Not, das Ruder des Staates zu lenken, und einstimmig erkor man den Grafen Heinrich von Plauen zum Hochmeister, zum Fürsten des durch ihn geretteten Landes.

Feierlich verkündete der Glocken festlicher Klang, der von Burg zu Burg wiederhallte, dem Volke, der

neue Herrscher sei erwählt. Und zur Ordenskirche begab sich der Ritter festlicher Zug, den neuen Meister in der Mitte führend, und stimmten dem Herzenskündiger, der ihre Wahl geleitet, fromm anbetend, ein feierliches: „Herr Gott, Dich loben wir," an. Am Hochaltare aber stand der Neuerwählte, und als die frommen Gesänge verstummten, gelobte er mit lauter Stimme feierlich, des Ordens Bestes nach Kraft und Vermögen zu fördern; dann wurden ihm an heiliger Stätte die Zeichen seiner neuen Würde: ein goldener Ring und das Ordenssiegel übergeben. Nun schritt der Zug wieder aus dem Heiligtum, und umringt von den edelsten Rittern zeigte sich der Hochmeister dem andrängenden Volke, das ihn mit lautem Jubel begrüßte.

Frohe Gelage und heitere Feste wurden darauf dem neuen Herrscher zu Ehren angestellt, und acht Tage lang erscholl die ernste Marienburg von Klängen der Freude und des Wohllebens.

Kapitel 13.

Die Absetzung.

Durch eine schmale, niedrige Eingangspforte, den Ausdruck christlicher Demut, gelangt man vom Schloßhofe in den Konventsremter des Hochmeisterschlosses zu Marienburg und hat den Eindruck, wie wenn man mit verbundenen Augen auf eine Felshöhe geführt wird und vor dem erstaunten Blicke liegt mit einem Male eine sonnengoldene Landschaft ausgebreitet. Ein in diesem

Beschauen Beglückter rief ganz beseeligt aus: „Die Baukunst aller Völker und Zeiten hat nichts geschaffen, nichts erdacht, was diesen Pfeilern, diesem Gewölbe, diesem Lichte, zumal wenn die Abendsonne ihre letzten Strahlen durch die acht gewaltigen Spitzbogenfenster sendet, gleichkäme." Es ist, als ob der Himmel zur Erde sich senkte, die Erde zum Himmel zu erheben, ein Ort des Gebets und der Freude, halb Kirche und halb häuslicher Herd. In diesem Remter wurden die gemeinschaftlichen Mahlzeiten gehalten und nur während der Belagerung hatten die Ritter im großen Remter des Hochmeisters gespeist, weil hier unten die Schützlinge Plauens untergebracht waren. Die Priesterbrüder sprachen vor der Mahlzeit das Tischgebet. Während der Mahlzeit herrschte nach des Ordens strenger Regel allgemeines Schweigen, denn es wurde von einem Ordensbruder vorgelesen: „Auf daß nicht allein die Gaumen werden gespeiset, sondern auch die Ohren hungern nach Gottes Wort."

Nach ernster Andacht in der Schloßkirche aber versammelten sich die Brüder wiederum im Konventsremter zu freundlicher Unterhaltung, zu geselliger Mitteilung, Heiterkeit und Spiel am Schach- und Damenbrett. In Liebe begegnete der Freund dem Freunde, der Bruder dem Bruder, das Herz öffnete sich dem Herzen und treue Freundschaftsbande wurden geschlungen, deren die Geschichte der Ordensbrüder öfters mit Ruhm zu erwähnen weiß.

Als freilich die Sitten lockerer wurden, flogen hier auch wohl oft genug spitzige Worte und leichte Reden

und der Becher Zahl ward oft größer als den Köpfen gut war.

In diesen Konventsremter versetzen wir uns etwa drei Jahre nach Plauens Wahl zum Hochmeister.

Der alte Ordensspittler Hermann Gans und der Großkomthur Jost von Hohenkirch sitzen am Fenster und spielen Schach, Ritter König sieht dem Spiele zu. Andre Ritter als z. B. Ulrich Zenger, Heinrich Schäven, sitzen teils, teils wandern sie umher; der Liebling Plauens, Hans von Bayfen, ein eingeborner preußischer Ritter, sitzt in einer Fensternische und ist damit beschäftigt, eine Zither instand zu setzen.

Hören wir etwas ihrem Gespräche zu.

„Du, Zenger, kommst Du vom Haus Brandenburg"? eröffnete Schäven dasselbe.

„Jawohl," antwortete dieser, „ich bin zum Kapitel hierher berufen. Wir haben uns lange nicht gesehen, Schäven, und was hat sich seitdem nicht alles hier verwandelt! Mit Polen ist Friede, hier waltet ein neuer Meister!"

„Ja, mit der Wahl gings rasch, wie mit dem Krieg," fiel ihm Schäven ins Wort. „Küchmeister lag wund und gefangen in Polen; hier gingen die Wogen vom Kriegssturm noch hoch und hohl, und das lecke Ordensschiff ward umhergeworfen, daß alle nur nach dem Steuermann blickten, und so ward der Plauen einmütig zum Meister ausgerufen."

„Nun? . . . und was meint man hier zum neuen Meister?" fragte Zenger.

„Hm, — Zenger, 's ist nicht gut, von allem zu reden," antwortete Schäven vorsichtig.

„Sage einmal, Schäven," fragte Zenger weiter, „als ich hereinritt hier ins Schloß, hörte ich Chor singen, und doch war es nicht Eure Zeit — was ist denn Neues eingerichtet?"

„Der Meister hat zwölf Mönche hergerufen," beantwortete Schäven diese Frage, „die fangen an zu psaltern wenn wir ruhen, daß Tag und Nacht kein Schweigen ist im Chor; und Dir, Freund Zenger, will und kann ich's wohl vertrauen, — er will wieder die alte Regel aufs strengste einführen: das viele Beten und Fasten, das Kasteien und das Füßewaschen den schmutzigen Kranken. Nun frage ich Dich, ist das ein Leben, wie es Rittern ziemt, die gleich den Fürsten Leut' und Land regieren? — Dazu kommt das ewige Schanzen, das Bauen, das unaufhörliche Truppenmustern, als wären wir im Felde noch zwischen den wilden Sarazenen, und keiner wird des lieben Friedens froh."

„Da lobe ich mir mein abgelegenes Schloß, weit weg von der Marienburg, da bin ich Herr, und kann mir's nach Gefallen bequem machen. — Ah, guten Tag, Freund Schönfeld, auch da?" rief Zenger, indem der eintretende Ritter Schönfeld ihnen die Hände reicht und sie grüßt:

„Salus, Ihr Herren!"

„Gratias," dankten beide.

„Ich meinte schon, ich käme zu spät," sagte Schönfeld. „Brr, ist das ein rauhes Wetter heute!"

„Erst um 10 Uhr beginnt das Kapitel; Du hast

noch Zeit, Dich zu erholen," sagte Schäven. „Was klirrt da in Deiner Tasche?"

„Ah, merkst Du was?" antwortete Schönfeld lachend. „Ich bin kein Narr, mich so unvorsichtig der kalten Luft auszusetzen; da hab' ich etwas echt ungarisches Gewächs. Du bist ja auch ein Kenner, Zenger; sieh, wie Deine Nase schon vom Anschauen rötlich überläuft! Nun kommt, setzt Euch und laßt uns einen Trank zum Willkomm genießen. Soll's mir munden, muß ich dabei plaudern."

Sie stoßen an und trinken auf langen Frieden und fröhliche Gesundheit. Darauf fragte Schönfeld:

„Wozu hat der Meister uns herbeschieden?"

„Wozu? — hm — davon wäre viel zu sprechen, doch" — — erwiderte Schäven geheimnisvoll; und sich nach allen Seiten umschauend, fuhr er fort: „Du weißt, daß im Friedensinstrumente zwischen uns und Polen festgesetzt ist, der Schatz soll an die Krone Polens hunderttausend Schock Groschen zahlen, und — der Schatz ist leer, hat nichts!"

„Was ist's da weiter," erwiderte Schönfeld, „das wissen wir ja alle. Da sollen wir wohl statt der Groschen — — was weiß ich; bibamus, laßt uns trinken!"

Indessen wird der Saal immer voller. Es treten auch vornehme Ritter ein, die aus altadeligem Geschlecht, es verschmähen, die anwesenden Ritter zu grüßen. Da sehen wir den Grafen Kyburg und den Grafen Sayn, die wegen ihres Stolzes mit dem Ritter König in

Wortwechsel geraten, der immer hitziger wird. Wir hören noch, wie Ritter König zuletzt laut wird und ruft:

„Trotz gegen Trotz! Laßt sehen, wer eher bricht. Ich trag' ein Kreuz." — —

Worauf ihm Graf Sayn spöttisch entgegnet: „Das thut der Esel auch", was viele herzlich belachen.

Da läutet ein Glöcklein und der alte Ordensspittler Hermann Gans steht vom Schachspiel auf und ruft:

„Friede, Ihr Herren! Die Glocke ruft uns zum Kapitelsaal. Folgt mir, zu vernehmen, was der Meister von uns will."

Und hin schreiten die Ritter zum Kapitelsaal, wo sie nach Rang und Würden ihre Plätze einnehmen.

Am oberen Ende sitzt Plauen und nachdem alle Platz genommen, begann er:

„Liebe Brüder! Seitdem die Waffen ruhen, sehe ich finstere Gewalten durch dieses Haus gehen. Ich sehe — zwar noch heimlich — zornentbrannte Blicke wechseln, der Dinge klaren Sinn verdrehen, und aus dem Mißverständnis Zwietracht wachsen. So darf es nicht bleiben, liebe Brüder. Ich habe Euch versammelt, daß jeder frei heraus seine Meinung sage. Ehrlich Wort und rechte Gegenrede brechen verhaltenen Groll. Doch vernehmt zunächst meine Ansicht, meines Herzens Meinung.

Ihr schlosset mit Polen gegen meinen Willen den Frieden ab und habt unerhörte Zahlung dem Könige zugesagt. Was hilft uns das? Hier hilft nicht Gold, nur Blut und Eisen kann uns retten. Mit unserer Armut hier wächst dort die Gier und der Übermut;

mit unserm eigenen Marke füttern wir den Krieg auf, den wir abzuwenden meinen. Schwerer lastet der Feind auf uns als der Krieg und wie ein Friedhof ist das ganze Land. Darum meine ich, wir müssen einen letzten, entscheidenden Kampf für unser Dasein, für unsere Unabhängigkeit wagen; mir giebt es keinen andern Ausweg als einen siegreichen Krieg mit einem ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Nun sagt Eure Meinung!"

Da erhob sich der alte Spittler Hermann Gans und meinte, daß man das Geld wohl werde zahlen müssen, da es doch als Lösegeld für die gefangenen Brüder ausgedungen sei.

Ihm erwiderte Plauen: „Nenn's wie Du willst, ich nenn's Tribut, und das ist zu schimpflich für uns."

Graf Sayn bat um das Wort. „In Deutschland ist noch Geld genug, und Eure Hoheit hat dorthin gesandt und die Brüder zu reicher Spende entboten."

„Ja, Du hast Recht," entgegnete Plauen, „doch die Boten sind zurück mit leeren Händen. In Franken, heißt's, war Hagel, Mäusefraß; in Koblenz ist der Wein just nicht geraten und Mißwachs überall im Orden. Ein Thor ist, wer, wo es gilt, auf viele baut. Polen und der Orden liegen wie Tiger und Löwe lechzend einander gegenüber, jeder scharf des andern Blick bewachend. Wer zuerst sich wieder aufrafft, der zerreißt den andern. An Euch alle wende ich mich noch einmal. Ich bitte, ich beschwöre Euch, denke keiner jetzt an sich selber in der gemeinen Not. Noch einmal ging des Ordens strenger Geist durch die Flammen dieses Hauses,

und aus den Kriegswolken über uns, die kaum am fernen Horizonte vergrollt sind, langt Gottes Hand, — laßt sie uns rasch erfassen, ehe sich der Himmel für uns verschließt."

Tiefe Stille. Da steht abermals Graf Sayn auf und sagt: „Es soll der Mensch den Himmel nicht versuchen. Und was die andern auch beschließen mögen, ich kann nie und nimmermehr darein willigen, tollkühn das Ganze auf einen ungewissen Wurf zu setzen."

„Ja," fuhr Schäven fort, „es handelt sich hier um unser aller Hab' und Gut."

„Wirf den Plunder fort, wenn er Dich hindert!" fiel ihm Plauen ein.

„Wollen wir es nicht erst noch mit kluger Unterhaltung versuchen?" meinte der bedächtige Spittler; und Schönfeld sagte zu seinem Nachbar: „Nennt, statt Hans Schönfeld mich meinetwegen Hans-Wurst, wenn ich weiß, wer hier Recht hat."

Plauen aber, der unfruchtbaren Unterhaltung müde, sagte: „Zum letzten Male frag' ich, wollt Ihr Krieg?"

„Nein, nein, nein!" schallte es von allen Seiten.

„Nun denn, so helfe mir Gott!" rief Plauen. „Ich hebe das Kapitel auf und werde meine Pflicht als Fürst und Meister zu erfüllen wissen!"

Und heraustretend aus dem Kapitelsaal erscholl ihm von draußen her Trompetenklang entgegen. Es war der neue Ordensmarschalk, Herr Michael Küchmeister von Sternberg, der mit vielen bunten Bannern, die er dem Feinde bei Truchel abgenommen hatte, im Haupthause erschien.

Freudig eilte ihm Plauen entgegen, und ihn bei der Hand fassend und in sein Gemach führend, begrüßte er ihn: „Willkommen, wackerer Genoß! Nun ich Dich wiedersehe, ist mir's, als schaute ich weit ins Morgenrot einer bessern Zeit und alles stände freudig."

„Heinrich — — Eure Hoheit — wie sichs gebührt, komme ich zu grüßen," sprach Küchmeister ernst und kalt.

„Ei, so laß doch die Flausen, wir sind ja allein," mahnte Plauen den alten Jugendfreund.

„Ja, aber doch nur der Bruder mit dem Meister," war Küchmeisters kalte Antwort.

Da faßte ihn Plauen scharf ins Auge, und seine Hand ergreifend, sagte er: „Küchmeister! Es wäre entsetzlich, wenn auch Du. — —

„Wenn ich," fiel ihm Küchmeister ins Wort; „nun, es ist wahr, ja, ich will's Dir sagen. Unglaubliches hab' ich von neuer Rüstung, von Friedensbruch gehört, und bin hierher geeilt, mein Wort, wenn es noch etwas gilt, hier feierlich im Orden dagegen zu erheben."

„Du, warum? Es war doch sonst Deine Art nicht, viel zu fragen, wenn es galt; Du weißt's so gut wie ich, daß das Heil nicht vom Himmel fällt, daß es erobert sein will. Und wer nach dem Höchsten strebt, darf gemeine Übel nicht scheuen!"

„Ja, das glaub' ich eben," sagte Küchmeister erregt, „es ist Dein stolzes, königliches Gelüsten, die Welt mit Unerhörtem zu erschüttern, und wie ein Sturm, der kein Gesetz erkennt, als seinen eignen, ungemessenen Trieb, den Wald zu packen und das Meer zu peitschen. Doch hüte Dich! Es giebt noch Felsen im Meere, die

Flut zu brechen, und auch Bäume im Walde, die sich nicht beugen!"

Sprachlos ob dieser Rede starrte der Hochmeister den Sprecher an; endlich, als hätte er in Küchmeisters tiefster Seele gelesen, begann er: „Das vergebe Dir Gott. Aber den dunkeln Abgrund Deiner Seele hab' ich nun erkannt. Es ist der Fürstenmantel auf meiner Schulter, der Dich verstört, und der hündische Neid, der die Gestirne anbellt, die er nicht erreichen kann. Geh und schäme Dich, Dich schlug ich höher an!"

Immer erregter ward Küchmeister. Er schrie mehr als er sprach:

„Sprich Du mit Knaben so. Du bist's nicht, der dem siegreich Heimkehrenden den schuldigen Dank abstatten kann, die Welt wird mir ihren Tribut nicht versagen!"

„Also für Dich, für Deinen Ruhm nur morbetest Du," antwortete Plauen. „Mit solchem gemeinen Sinn kannst Du nichts Hohes erreichen. Ich fürchte mich nicht vor Deinen grimmigen Blicken. Was nun noch kommen und geschehen kann, das verlach' ich. Aber auf Tod und Leben ringe ich von heute ab mit Dir, wie mit einem giftigen Wurm, ehe Du die Drachenzähne hier gesät und zur Reife gebracht hast. Wie der geringste bist Du mir fortan, nur grimmiger. Geh — ich verachte Dich!"

Da faßte Küchmeister nach dem Schwerte, aber er zog es nicht; vor Plauens festem Blick zurückweichend, verbeugte er sich, nur mühsam hervorstoßend: „Eure Hoheit lebe wohl."

Plauen aber blieb sinnend zurück. Das große blaue Auge zum Himmel gerichtet, sprach er:

„Großer Gott, Du weißt, daß ich nicht meine Ehre suche, nur des Landes Heil; nur den Grenzpfahl der Christenheit gegen die Barbaren des Nordens will ich hier bilden. Dazu aber muß gehandelt werden. Man widerstrebt mir nur aus Neid, aus Habsucht; nun die Würfel sind gefallen: ich werde, ich muß handeln. Du, o hohe Himmelskönigin aber gieb mir Gedeihen! — Heda, Günther!"

Der Ritter Günther trat ein.

Plauen maß ihn mit den Augen und sprach dann:

„Du bist ein ernster, rascher Mann, wachsam und klug, lieber Günther. Geh zum Archiv, dort findest Du ein Buch, worin alles Gold und Silber und alle Kleinodien verzeichnet sind, die des Ordens Schlösser schmücken. Wähl' einen treuen Ritter aus, der es noch ehrlich mit uns meint, dem gieb das Buch. Derselbe soll dann, vom Haupthause beginnend, von Burg zu Burg die Runde machen, und was er da trifft an Kostbarkeiten und Mammon, das soll er auf mein Wort nehmen und sicher nach Marienburg senden.

Du aber selbst mußt gleich fort nach Böhmen und Deutschland — die Briefe liegen drinnen schon bereit für Dich — und da wirb Söldner, soviel Du von dem Gesindel in Haft nur greifen kannst. Aber rasch und heimlich durch Nacht und Wälder mußt Du sie einzeln herführen, bis die Bäche hier plötzlich in einen Strom zusammenfließen."

„O freud'ge Kunde," fragte Günther, also hat das Kapitel doch den Krieg beschlossen?"

„Frag' nicht," antwortete Plauen, „mein Recht ist höher als ihres und überwältigt kleiner Formen Maß, wo die Not hereinbricht über alle Maßen."

„Du bist des Ordens Meister, ich gehorche!" empfahl sich Günther und ging an die Ausführung der Befehle Plauens.

Die Zeit verstrich, aber immer größer wurde der Unmut der Ordensritter als der Bote erschien, der auf des Meisters Befehl aus ihren Häusern das Gold- und Silbergeschirr, aus den Kirchen allen Geldeswert in Empfang nahm. Denn trotz des Gelübdes der Armut, das jeder Ordensritter abgelegt hatte, waren jetzt doch schon die meisten bemüht, Reichtümer zu sammeln, von denen sie sich ungern trennen mochten.

Auch das Volk, im letzten Kriege schon vielfach verarmt, murrte über neue ihm auferlegte Steuern, und namentlich wollte man die gegen die früheren von geringerem Gehalt geprägten Münzen nicht in Zahlung nehmen, wenn sich auch vorläufig die Äußerungen des Hasses zuerst gegen die Getreuen des Meisters richteten. So war in Danzig der Ratsherr Benedikt Pfennig der Aufseher der Münzstätte. Nach ihm nannte man die schlechteste Münzsorte Pfennige, und hat ihn später bei wachsender Mißstimmung zum Fenster des Rathauses hinausgeworfen, daß er Arme und Beine zerbrach.

Als endlich der Hochmeister Nachricht erhielt, daß Günther aus Böhmen und Deutschland mit Söldnerscharen heranziehe, berief er auf den 14. Oktober 1413

ein neues Kapitel in der Marienburg. Er wußte wohl, wie Michael Küchmeister gegen ihn gewühlt und welchen Anhang derselbe besaß; aber mit einem Schlage wollte er den ganzen Widerstand im Orden besiegen. Deshalb sandte er den Großkomthur Jost von Hohenkirch an Günther, daß derselbe am 14. Oktober die Marienburg — wenn die Herren zum Kapitel versammelt wären — an allen Thoren mit seinen Söldnern besetze und keinen aus- oder eingehen lasse, bis Plauen selbst es ihm heiße.

Aber Günther meinte es nicht mit dem Eide, den er dem Orden geschworen, verantworten zu können, in dieser Art gegen die Ritterbrüder aufzutreten. Er ließ dem Meister melden, er wüßte in der Marienburg keinen Feind, der stände an der polnischen Grenze, dahin führe er das Heer und erwarte des Ordens weitere Befehle. Er wurde ein Verräter!

Indessen war der 14. Oktober hereingebrochen. Zu Plauen, der noch in seinem Gemache weilte, tritt der junge Ritter Hans von Baysen und meldet, daß das Kapitel versammelt sei. Und als Plauen nur so verloren „ich weiß" murmelte, fuhr Baysen fort zu berichten:

„Herr, der finstere Küchmeister grollt und regiert mit kühnem Rate die Versammlung. Man sagt, sie hätten den Krieg mit Polen einstimmig verworfen. O ich bitte Dich, Herr, gieb ihnen heute nur nach, sie sinnen Böses!"

Aber Plauen ist noch siegesgewiß bis zur letzten Minute; er tritt ans Fenster und schaut, ob nicht Günthers Scharen zu sehen sind. Dann wollte er ins

Kapitel und den Verräter Küchmeister seines Amtes entheben, die andern würden dann wohl zum Gehorsam zurückkehren, meinte er. Aber keine Staubwolke wirbelte auf, kein Günther wollte erscheinen Langsam legte Plauen die Rüstung an, da stürmte Jost in die Thüre und schon auf seinem Gesichte las Plauen die Unglücksbotschaft. Als jener nun ausführlich Günthers Verrat berichtet, da sank Plauen mit dem Ausrufe: „Verloren ist der Orden!" in einen Sessel.

Von draußen aber nahete es rasselnd. Die Gebietiger, das ganze Kapitel, Küchmeister an der Spitze, dringt herein. Sich vor Plauen hinstellend begann Küchmeister:

„Heinrich von Plauen! In der Gebietiger Namen stehe ich vor Dir, vernimm des Ordens Beschluß. Erwägend Deines Regiments Gewalt, die alle Satzung schrankenlos durchbrochen, der Ritter Jammer und des Landes Empörung, hat das Kapitel, eingedenk seiner Pflicht und auf das Flehen aller Ordensbrüder Dich Deines Amtes als hoher Meister entsetzt, und uns befohlen, Dich Deiner Macht zu entkleiden. So reich uns denn den Mantel, das Siegel und das Schwert."

Wie betäubt saß Plauen da; aber der lebhafte Baysen bat ihn in des Himmels Namen sein furchtbar Schweigen doch endlich zu brechen, denn es seien noch viele da, die da dächten wie er, und die ihr Leben an des Meisters Recht setzen wollten.

Und erst als Küchmeister auf diese Rede Baysens rief: „Greift den Wahnsinnigen!" erhob sich Plauen und sprach:

„Zurück, noch bin ich hier der Meister! Meint ihr, was ich that, das that ich für mich und für mein Recht? Hier, Küchmeister ist mein Schwert, hier Gans der Mantel und das Siegel. Und reichte dieser Mantel von einem Ende der Welt bis zum andern, er verhüllte nimmer die Schande, seit auch Günther mich verließ. Und ihr, ihr Brüder, frohlocket nicht, wenn Thränen unaufhaltsam aus den Augen quellen, die sonst nie geweint. Es gilt nicht der Hoheit, von der ich scheide, es ist darum, daß nun der Orden nach solcher That verloren ist."

Am nächsten Morgen, am 15. Oktober verließ Graf Heinrich von Plauen, der ruhmreiche, heldenmütige Erretter des Ordens, einsam die Marienburg und ritt tiefbetrübten Geistes der kleinen Engelsburg zu, deren Komthuramt man ihm gelassen hatte.

Aber noch einmal bei des neuen Meisters Wahl, die natürlich auf des edlen Plauen Feind, Michael Küchmeister, fiel, ward er vor seinen Richter gestellt, und noch einmal hörte er mit Ruhe und Würde die Anklagen und Beschuldigungen an um derenwillen man ihn entsetzt hatte, und die nun dem ganzen Verfahren den Schein des Rechts geben sollten. Er verteidigte sich mit Offenheit, Hoheit und Nachdruck, zum Schlusse aber fuhr er fort:

„Keine Bitte sollt ihr aus meinem Munde hören, ich fühle, daß mir kein Stern der Freude im Leben mehr leuchten wird, aber auch, daß ihr mit dieser Handlung das Wohl des Ordens untergrabt. Aber kein Gedanke der Rache soll in mir aufkommen, viel-

mehr wünsche und hoffe ich, daß der neue Meister mehr und besser das Wohl des Ordens fördere denn ich. Und zum Beweise entsage ich freiwillig meines Amtes und trete an ihn heran und bezeuge ihm hierdurch öffentlich meinen Glückwunsch und gelobe ihm Gehorsam und Treue. Möge er glücklich regieren und der Orden noch lange Zeiten wachsen, blühen und gedeihen!"

Das war wahrhaft groß und edel; hier war in die That übersetzt das Wort des Dichters:

„Sich selbst bekriegen ist der schwerste Krieg;
Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg."

Kapitel 14.

Das Ende.

Wir verließen den Verräter Alf, als er sich heimlich aus dem Remter enfernte, um nicht mit unter den einstürzenden Mauern begraben zu werden. Des Erfolges war er ganz sicher und in der darauf folgenden Verwirrung dünkte es ihm ein Leichtes, unbemerkt aus dem Schlosse zu entkommen und sich von Jagello die verheißene Belohnung holen zu können.

Da krachte der Schuß, aber vergeblich horchte er auf das nachstürzende Gebälk und Gestein und den Weheruf der Verschütteten; vielmehr tönten andere Rufe und Geschrei in seine Ohren, und deutlich hatte er die Worte: „Tod dem Verräter!" aufgefangen. Das galt ihm. Schreckensbleich stand er einige Sekunden wie an den Boden gewachsen starr und still, dann

Yb 39

aber lief er in den Gängen des Schlosses weiter, noch unschlüssig, wohin er seine Schritte, lenken sollte, denn überall mußte er unfehlbar seinen Verfolgern in die Hände geraten. Da kam er an des Meisters Gemach vorbei. Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke; da hinein; da sucht dich niemand. Und mit einem Satze war er drinnen, mit dem zweiten in der Nebenkammer, wo Rittermäntel und Rüstungen hingen. Hinter diesen verbarg er sich.

Und richtig, wie er vermutet hatte, hier suchte ihn niemand. Freilich waren es lange, bange Stunden, die er hier aushalten mußte. Er hörte, wie man das Schloß überall durchsuchte, er vernahm des Meisters Trauerworte über die Schlange, die er am Busen genährt, und es überlief ihn heiß und kalt.

Endlich wurde es Abend und im Schlosse ruhiger. Als er nun merkte, daß es die Zeit war, in welcher die Ritter zur gemeinsamen Andacht in die Schloßkirche gegangen waren, warf er sich schnell einen Rittermantel über die Schultern, schnallte ein Schwert um und stülpte sich einen Helm über den Kopf. Dann trat er keck aus dem Gemach und ging festen Schrittes die Treppe hinab, quer über den Schloßhof bis an die südliche Ausfallpforte und forderte dort von der Schildwache: „Laß mich schnell hinaus."

Sein Rittermantel war der Wache Legitimation genug. Die Pforte wurde geöffnet und tief aufatmend nach der überstandenen Angst, trat Alf hinaus aus der Burg. Er war dem Arm seiner Verfolger entgangen.

Noch einige Schritte ging er würdevoll und lang-

sam, dann aber, als das alte Gemäuer nur noch in dunkeln Umrissen hinter ihm zu sehen war zog er den Rittermantel ab, wickelte den Helm hinein und warf beides in ein Gebüsch. Dann schlich er vorsichtig weiter, das Schwert zu etwaiger Verteidigung noch behaltend.

Immer langsamer aber wurden seine Schritte, denn nun überlegte er, wohin er sich nun wenden solle. Er fühlte sich immer müder werden, denn die Aufregung des Tages hatte seine Kräfte erschöpft Da besann er sich nicht lange und legte sich ins Gras hinter das erste Gebüsch, das er antraf, und bald überwältigte ihn der Schlaf, aus dem ihn erst die höher steigende Herbstsonne des nächsten Tages erweckte.

Er richtete sich auf und indem er sich noch schlaftrunken die Augen rieb, tönte Hufschlag an sein Ohr. Unvorsichtig erhob er sich, um zu sehen, wer da käme; da hatte ihn auch schon das scharfe Auge eines Tartaren erblickt, denn ein Haufen derselben war es, der durch die Ebene jagte, um irgend etwas Eßbares aufzufinden, denn der Hunger nagte an ihnen. Bald sah er sich umzingelt und zum Gefangenen gemacht.

War ihm bis dahin noch zweifelhaft gewesen, ob es ratsam sei, sich trotz des Mißlingens seines Planes an Jagello zu wenden, so blieb ihm jetzt die Wahl erspart. Mit einen um seine Hände gebundenen Strick, den einer der Tartaren hielt, ward er mitgezogen dem polnischen Lager zu und mußte tüchtig laufen, um mit den flinken Tartarenpferdchen mitzukommen.

Endlich kam man im Tartarenlager an. Hier

unterzogen ihn die Tartaren zuerst einer gründlichen Reinigung, das heißt, sie nahmen ihm alles, was er hatte, bis aufs Hemde und dann warfen sie ihm einige Lumpen zu, seine Blöße zu bedecken. Soviel er auch bat, ihn an die Polen auszuliefern, er habe dem Könige sehr wichtige Mitteilungen zu machen, er begegnete nur tauben Ohren und wurde ausgelacht. Als er aber zu drohen anfing, merkte er erst, daß er Gefangener, ja mehr noch, daß er Sklave sei, denn die Knute tanzte lustig auf seinem Rücken, so daß er sein Drohen bald vergaß.

Als endlich Jagello die Belagerung aufgeben mußte und das Lager abbrach, schleppten ihn die Barbaren mit in ihre unwirtliche Heimat, wo er die niedrigsten Sklavendienste verrichten mußte.

Oft murrte und fluchte er, dann wieder weinte er vor Zorn, wenn ihm sein Loos gar unerträglich schien oder der Aufseher unbarmherzig die Knute wanken ließ.

Eines Tages ward er weiter geführt, denn er war an einen neuen Herrn verkauft worden. Hier fand er einen Mitsklaven, der war ein ältlicher Mann. Ruhig that er seine Pflicht, murrte nicht, wenn er gescholten ward, ja Alf bemerkte, daß er in seinem regelmäßigen Gebet am Abend auch für seine Peiniger betete. An diesen, der ein in der Tannenberger Schlacht gefangener Priesterbruder war, schloß er sich an.

Bei ihrer gemeinschaftlichen Arbeit erzählte ihm jener, was Alf noch nie gehört, die köstlichen Geschichten vom Heilande der Welt, wie er geboren, gelebt, gelitten

und gestorben. Wie er die Armen und Elenden um sich versammelt und ihnen vom guten und gnädigen Vater im Himmel gepredigt habe und für seine Feinde gebetet: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Da schmolz die Eisrinde seines Herzens und er öffnete sein Inneres dem ehrwürdigen Priester und beichtete ihm, was schon so lange sein Gewissen beschwerte, seine Undankbarkeit gegen Plauen und den Orden.

Und der gute Priester goß Labsal des Trostes in sein zerknirschtes Herz.

„Hier," sagte er, „hat dich der Herr hergeführt, daß du in harter Arbeit dein Unrecht erkennen und bereuen möchtest. Er wollte dich nicht in deinen Sünden untergehen lassen, durch Nacht und große Trübsal hat er sich von dir finden lassen. Wenn er es für an der Zeit erachten wird, so wird er dich auch wieder aus dem Hause der Dienstbarkeit führen, wie seiner Zeit sein Volk aus der Knechtschaft der Ägypter."

So fand Alf Ruhe in seiner Seele und im Umgange mit dem frommen Bruder verging ihm die Zeit schnell auch bei der härtesten Arbeit, und wie wohl war ihm, wenn er am Abend seine Seele zu Gott erhob und sich an seinem höchsten Schatze, den er jetzt besaß, laben konnte. Es war ein kleines Kreuz, das ihm der fromme Bruder geschenkt hatte. —

In der Marienburg aber, in dem hochmeisterlichen Gemach, das einst der edle Plauen bewohnt hatte, saß der neue Meister Michael Küchmeister. In seiner

Brust aber hämmerte und pochte ein unruhiges Gewissen Tag und Nacht, denn der Fürstenmantel, den er trug, war dem edlen Plauen entrissen, und finstrer ward seine Stirn, wenn er hören mußte, wie auch seinem Regimente kein Dank gezollt wurde. Die Ordensbrüder klagten, das Volk seufzte unter der Last der Steuern, die Wünsche der übermütigen Polen wurden immer größer und zudringlicher.

Wie ein Stich im Herzen war es ihm jedes Mal, wenn er den edlen Plauen still und ergeben in der Zahl der Gebietiger sah oder auch nur von ihm hörte.

Da öffnete er gern sein Ohr der Schmeichelei und Verleumdung, die ihm einflüsterte, Plauen sei heimlich mit Polen in Verhandlung getreten, um mit Jagellos Hilfe wieder in sein Amt eingesetzt zu werden. Und obgleich er nicht den Schatten eines Beweises dafür fand, gewann es der mißtrauische, von seinem Gewissen gequälte Mann über sich, ihn auch seines Komthuramtes zu entsetzen und als Gefangenen in die Burg Brandenburg am frischen Haff zu werfen, wo er oft Hunger und Durst zu leiden hatte, bis Küchmeister nach acht Jahren von Gewissensqualen gepeinigt und von der Erfolglosigkeit seiner Amtsthätigkeit entmutigt, sein Hochmeisteramt niederlegte.

Der neue Meister aber Paul von Nußdorf, befreite Plauen aus seinem Gefängnis, gab ihm ein angemessenes Jahrgeld und wies ihm die Burg Lochstädt zu seinem Wohnsitze an.

Hier lebte er noch acht Jahre in stiller Zurückgezogenheit, das sinnende Auge oft auf die nahe See

gewand, die heute wild stürmend und brausend morgen doch in ihre stille Ruhe zurücktritt. Dies Bild des Menschenlebens gab seiner Seele Trost.

Eines Abends so sitzend und nachdenklich schauend hörte er Tritte. Ein Mann trat zu ihm, fiel auf die Knie und bedeckte seine Hand mit Küssen und Thränen benetzten sie.

„Ich bin Alf, Herr, Euer verworfener Diener, der sich so schwer an Euch vergangen, und der nun mit bittrer Reue seine Sünden gebüßt hat.

Es ist mir gelungen aus der Knechtschaft in der wilden Fremde zu entfliehen, nachdem ich dort den lieben Erlöser kennen und lieben gelernt. Und Gott hat mein Gebet erhört, und ich finde meinen Herrn noch lebend und kann auf meinen Knieen um seine Vergebung flehen."

„Mein lieber Alf!" sagte Plauen, „die Wege des Herrn sind wunderbar; fern sei es von mir, nachdem der Herr dich so gnädig zu sich gezogen, dir meine Verzeihung zu versagen. Ich habe noch größere Feinde gehabt, und die heilige Jungfrau hat mir Kraft gegeben, ihnen zu vergeben und ihren Undank zu vergessen. So nimm denn meine Hand, wir scheiden in Frieden. Doch sage, wohin willst du?"

„Herr!" antwortete Alf, „nun ist meine Seele frei; nun wandre ich zum Kloster Oliva und will dort im Kloster als dienender Bruder mich für den Himmel bereiten."

„Du thust wohl daran, mein Sohn," sagte Plauen. „Geh mit Gott!, und hoffen wir, das wir uns einst

in einer besseren Welt, wo Neid und Verrat und Mißgunst und Hoffart nicht wohnen, wiedersehen werden. Geh mit Gott!"

Endlich in den letzten Tagen des Jahres 1429 erlöste Plauen der Todesengel von allem Leide und Neide, und seiner Asche wenigstens gönnte man den wohl verdienten Ruheplatz in der Hochmeister-St. Annen-Gruft der Marienburg.

Der Orden aber, der seinen Erretter aus höchster Not so schnöde behandelte, fand keinen Plauen mehr, der ihn zu seiner alten Höhe hinauf heben konnte. Er ging unter im Strom der Zeiten, aber das Gedächtnis des edlen Plauen ist geblieben, der an sich so schmerzlich das Wort bewahrheitet sah:

Undank ist der Welt Lohn.

Inhalts-Verzeichnis.

			Seite.
Kapitel	1.	Der Ritterschlag	3
„	2.	Der Ritt nach Nickelswalde	11
„	3.	Das Gildebier der Lichtenauer	17
„	4.	Das Gericht	24
„	5.	Die Versuchung	29
„	6.	Der Ehrentisch	37
„	7.	Die Schlacht bei Tannenberg	44
„	8.	Der Retter naht	56
„	9.	Die Belagerung	65
„	10.	Das Gefängnis	72
„	11.	Der Verrat	83
„	12.	Plauen wird Hochmeister	95
„	13.	Die Absetzung	97
„	14.	Das Ende	112

Biblioteka Główna UMK
300044418489

Yb39.

Zb

Biblioteka Główna UMK
300044418489